FÜNFTES BUCH

DIE HERRSCHAFT

1. KAPITEL: DER SIEBENTE RING UND DIE ÄLTEREN GEFÄHRTEN

IN allen Geschehnissen der Schicksalsjahre hielt George die regelmäßige Reisebahn ein, wie sie sich seit der Niederlassung Wolfskehls in München herausgebildet hatte: vom Oktober bis Dezember weilte er in Berlin, Weihnachten in Bingen, vom Januar bis April in München und im Sommer an der Nordsee oder in den Alpen, im Frühherbst wieder in Bingen. Eine Abwandlung dieses Rundweges trat etwa mit dem Jahre 1910 ein, seitdem das jüngere Geschlecht seiner Freunde sich aus beruflichen oder anderen Gründen eigne Orte der Niederlassung wie Heidelberg, Basel, Würzburg und Marburg wählte und 1913 nach dem Tode der Mutter — der Vater war schon früher gestorben — auch das Haus in Bingen aufgelöst wurde. An die Stelle der europäischen Fahrten waren immer ausschließlicher die im deutschen Raum getreten, wo er seine Helfer am Werke gefunden hatte. Das Ausland bot ihm keine schöpferischen Antriebe mehr und ein letzter Aufenthalt in Frankreich im Jahre 1908, von dem jüngst Mockel und André Gide einiges berichtet haben, enttäuschte ihn so tief, daß er beschloß, es nicht mehr wiederzusehen. Die Öffentlichkeit vermied er auch in Deutschland mehr als früher. „Das wildumlaubte Dichterhaupt, das sich der Schar seiner gläubigen Verehrer zuweilen zeigt," wie noch am Anfang des Jahrhunderts der Besucher eines Berliner Kaffeehauses schrieb, wurde an solchen Orten nicht mehr gesehen. Eine Lesung von Gedichten, die George im Spätherbst 1905, einer Ladung Ludwig von Hofmanns und Rudolf Euckens folgend, vor einigen Mitgliedern der Literarischen Gesellschaft von Jena und Weimar hielt, war die letzte vor einem Kreis auch unbekannter Menschen. Mit dem Erscheinen des GEDENKBUCHES und des SIEBENTEN RINGES vertiefte sich die Kluft zwischen ihm und den älteren Zeitgenossen, welche Dichtung nur aus literarischem oder wissenschaftlichem Anteil zu erfassen und die Weltgegensätze, die George aufriß, im sanften Optimismus ihres Zeitglaubens nicht einmal zu spüren vermochten. Auch die wohlwollende Berührung mit solchen die weder für noch gegen seine Welt, sondern „für sich

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

waren", hatte noch mehr als früher ihren Sinn verloren: er ist von da an gänzlich an ihnen vorübergegangen.

Mit jenen Werken hatte sich unabweisbar ein Forderndes im Geiste erhoben, das wieder zur Entscheidung in letzten Lebensdingen drängte und sich mit keiner ästhetischen Formel und keiner Einreihung in die Entwicklungslinien des Zeitalters befriedigen ließ. Auch die älteren Gefährten Georges fühlten sich trotz ihres tiefen Wissens um seine Person und sein Werk vor ein Unerwartetes gestellt, das aus alten Spannungen neue erzeugen mußte. Simmel öffnete sich, wie wir schon erwähnten, erst jetzt nach zehnjährigem Bemühen die rechte Einsicht in das Wesen des Dichters und er gewann damit zugleich einen festeren Blick für die metaphysischen Bereiche seiner Philosophie. Wie manche seiner Hörer sich noch zu erinnern wissen, sagte er in jenen Jahren, als ihm der ganze Reichtum Georges aufging, Dinge von Wesen und Wirklichkeit des Weltganzen wie vorher und nachher nicht wieder. Was ihn am SIEBENTEN RING aufs tiefste ergriffen hatte, war das Sichtbarwerden eines in der zeitlichen Folge des Georgeschen Werkes erscheinenden Sinnes, „einer inneren Notwendigkeit die diese Reihe aus dem Zufall der durcheinanderwirbelnden Welterscheinungen heraushebt". Er grenzte in einer Besprechung des neuen Buches diese künstlerische Entwicklung sowohl vom einfach organischen pflanzenhaften Wachstum wie von der planmäßigen Bestimmtheit eines wissenschaftlich oder praktisch geregelten Lebens als eine dritte Möglichkeit ab „die wirkt, wie getrieben durch dunkle von keinem Wohin wissende Wurzelkräfte und zugleich, als wäre diesen von einer noch tieferen Schicht her ein klar ideales Ziel und ein unablenkbares Wissen um den Weg mitgegeben, oder als stünde dem Künstler in jedem Augenblick jedes nächste oder übernächste Sollen klar vor Augen — aber diese Klarheit selbst sei von reinen naturhaften, sozusagen unverantwortlichen Wachstumstrieben genährt". Diese geheimnisvolle Planmäßigkeit des Ganzen jenseit von Bewußtsein und Unbewußtsein, die jedem einzelnen Werke neben seiner besonderen Bedeutung noch einen anderen Sinn gibt, suchte Simmel in ihrem seelischen Ursprung zu erfassen und glaubte ihn in der Ausschließlichkeit zu finden, mit der die dichterische Seele Georges nur sich selbst, nicht die Welt noch die Überwelt singe. In einem schärferen Sinn als die Lyrik es bedingt, sah er das Schaffen des Dichters aus einem „Einheits- und Einzigkeitspunkte der Seele" quillen, die immer in sich beschlossen bleibt und in den Formen der Dinge nur sich selbst zurückspiegelt. Dieser „Solipsismus der Seele" verwirklicht sich nach seiner Anschauung in steigendem Maße im Werke Georges, indem er monumentale Gestalt gewinnt: die unmittelbare Innerlichkeit des Erlebens wächst in

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

seiner Kunst in die Dimension des Monumentalen und ohne daß die Seele ihren Quellpunkt, wo sie nichts als ihre eignen Schicksale kennt, zu verlassen braucht, gibt sie dem Gedicht seine höchste Kunstform und eine überindividuelle Gültigkeit. Während dieser monumentale Stil sich sonst nur an der Form der großen Plastik oder Musik, der Architektur oder des Dramas darstellte und die Lyrik ihn bisher nur in den Sonetten Shakespeares, in der Trilogie der Leidenschaft und in einigen Gedichten Hölderlins gewonnen hatte, ließ DER SIEBENTE RING ihn als die Sehnsucht und Erreichtheit des ganzen Georgeschen Lebenswerkes erscheinen. Simmel sah das Ungeheure der Leistung nicht mehr wie früher in der rein künstlerischen Formung, für die alle Wirklichkeit, selbst die des Gefühls und der Leidenschaft, nur bloßer Stoff wäre, sondern in der Spannung zwischen der welt- und schicksalumfassenden „Weiträumigkeit und hochaufatmenden Größe dieses Stils und der unbedingten Geschlossenheit des rein seelischen Erlebens, der Kreisung der Innerlichkeit in sich selbst, die nun dennoch diesen Stil bis an seine Grenzen füllt". Ja er sah, daß es sich bei dem Vollzug dieser nicht nur gelegentlich gelungenen sondern das Georgesche Gesamtwerk durchwaltenden Verbindung von innerstem Seelenleben und monumentaler Gestaltung nicht mehr um eine Sache der Kunst sondern um eine tiefbedeutsame Erscheinung in der Geschichte des Geistes handle: „Es zeigt an, daß die Aufgabe der Menschheit, der Unendlichkeit ihres Seins auch eine Unendlichkeit von Formen, in denen es lebe und wirke, zu schaffen, mit einer neuen Lösung belohnt ist".

Zweierlei ist an diesen schönen Darlegungen bezeichnend für die Denkart des Philosophen: einmal, daß er das Eigentümliche des monumentalen Stiles gerade in den „Zeitgedichten" nicht vertreten fand, dann daß er die Aufhebung des Solipsismus der Seele — wenn wir diesen Begriff einmal gelten lassen — im Buch „Maximin" und anderen Gedichten der darum gelagerten Ringe nicht sah. Da sich nach seiner Meinung der monumentale Stil nur an dem „Selbstsein und Mit-sich-reden" der Seele entfalten konnte und nicht an den großen und geschichtlichen Gestalten, die sie in sich aufnimmt, so mußte seinem Blicke die das ganze Werk Georges nicht minder durchwaltende Sehnsucht nach der Sprengung dieser „Vereisung der Innerlichkeit" und die Erfüllung dieser Sehnsucht im reinsten Weltstoff, den er in sich aufnahm und dem er sich mit allen seinen Kräften hingab, mußte ihm die Lösung in der göttlichen Liebe zum schönen Menschen, die Ich und Welt, Kunst und Leben verschmolz, notwendig entgehen. Unsere Philosophen — auch Nietzsche noch — suchten alle Fragen aus der weitesten Spannung des Ich zum All zu lösen, George fand ihre Lösung gerade in der nächsten und dichtesten von Mensch zu Mensch.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Der Dichter Verwey konnte an dieser Mitte nicht vorübersehen, aber den Weg den Simmel aus Mangel an Sicht nicht gehen konnte, mußte Verwey sehend dennoch vermeiden, weil er die Grenzen seines Volkstums oder besser den zwischen Deutschland und Holland seit Jahrhunderten aufgeworfenen Wall nicht mehr zu übersteigen vermochte. Gleich der erste Satz seiner Bemerkungen über den SIEBENTEN RING: daß darin Geister gebannt seien, von denen einige auch anderswo, andre nur in deutscher Luft lebten, deutete auf einen tieferen Zwiespalt hin. Er wird zunächst noch verhüllt durch die Betrachtung der dichterischen Haltung und Leistung Georges: „War er früher", so schrieb Verwey, „der der Wirklichkeit Entflohene, dann der Minner, der aus eigner Seele oder der Denker, der aus eignem Geist sich eine Umgebung schuf, hier hat er sich einen Platz gesucht mitten in der Wirklichkeit. Nicht so sehr weil er sie liebte. Im Gegenteil, ebensowenig wie früher liebt er sie, aber nun hat er sich an sie gewagt". In dieser Haltung, die in den „Zeitgedichten" auch den Ton mehr dem Sprechen als dem Singen nähere, sah Verwey die Zeichen eines veränderten Gemütes, eine fast absichtliche Bekehrung und ein schmerzliches Standhalten, zu dem George, tyrannisch auch gegen sich selbst, sich zwang. Diesen Streit der inneren Kräfte spiegeln ihm die „Gestalten": sie begleiten den unmittelbaren Zusammenstoß mit der Welt in den „Zeitgedichten" und „Tafeln", von denen jene ihm eine Abgrenzung, diese einen Übergang zur Tageswelt bilden. Aber „das eigentliche Leben das ausströmende nicht im Widerstand beschlossene Wesen des Künstlers" liegt für Verwey in den mittleren Ringen, hier wird seine Natur offenbar: die hohe Bildwerdung von Liebessehnen und Liebesleid in Gedichten, die keinen Atem der innerlichen Glut verloren gehen und keinen Funken davon unsichtbar lassen. Hier zeigt sich vor allem die Bekrönung und Beseligung nicht sowohl des Liebenden als des in Liebe Glaubenden, der in Maximin den Gott auf Erden gefunden hat, dem seine Verehrung gilt und mit dem er sich fortan im Geiste vereinigt fühlt. Denn „Liebesverlangen, das sich je länger je mehr vergeistigt, aber sich den Gott nicht anders als unter geliebten Zügen vorstellen kann — das ist das Wesen Georges. So wie Christus durch seine Jünger, so wird sein griechischer Christus, Maximin, durch ihn verehrt in der Erinnerung. Und da er auch geistige Hoheit sich ohne Priesterschaft nicht denken kann, so stellt er den gemeinen Fürsten unserer Tage den Papst Leo XIII. als die Verpersönlichung solcher Hoheit dar. So knüpfen sich die ihm eingeborenen Ideen bei ihrem Bedürfnis zur Sichtbarwerdung oft fest an eine frühere Sichtbarkeit. Nicht anders als das Priestertum auch das Königtum, das er sich als von Gottes wegen durch Geburt und lange Züchtung

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

vorstellt. An den König schließt sich der Adel und gleich den Hochgeborenen lebt in seiner Vorstellung der Dichter, der Künstler. Nichts haßt er mehr als das Mittelmaß, aber ebenso die Priester der Gleichheit, die Verräter der heiligen Rangordnung. Lieber als diese noch stellt seine schönste Rangordnung sich das Chaos oder die Verderbtheit gegenüber".

Man spürt in diesen Worten schon den Gegensatz zweier Welten aufklingen und trotz alles Strebens vor dem Freunde ein Trennendes zu verbergen, muß Verwey dieses Trennende weiter verfolgen. Der Stoß in die Welt hat nach seiner Meinung George dazu geführt, die ursprünglichen dichterischen Triebkräfte seines Wesens, die leidenschaftliche wie die vergeistigte Liebe mit einem „Heer streitbarer Denkbilder" zu umgeben, die eine Summe von festen nicht ursprünglichen Vorstellungen aus einem verwandten Bereich geschichtlicher Denkbilder entnehmen. So, für Verwey, steht tiefes und ganz unmittelbares Gefühl bei George in steter Verbindung mit einer mächtigen erkennbaren Überlieferung und so gewaltig sich das erste in einigen Gedichten offenbart, so vermischt oder verborgen ist es in den meisten und geht schließlich unter in der alles überherrschenden Gewalt einer bindenden Überlieferung.

Diese Überlieferung aber ist für Verwey eine eigentümlich deutsche und zwar sowohl ihrer religiösen wie staatlichen Art nach, sie beruht auf einer anderen Geistesart als die der Holländer — und fügen wir gleich hinzu als die der westlichen Völker — und indem George sich mit ihr verbunden hat, hat er sich untrennbar in seine Zeit und sein Volk gestellt: „Die Unruhe und Gärung seines ursprünglichen Wesens hat sich einem Vergangenen vermählt, das in der Zeit weiter bestehen bleibt. Uns, die in einem anderen Landstrich wohnen, in einer anderen Geisteswelt zu Hause sind, uns dünkt am wenigsten einer der letzten Päpste Sinnbild geistiger Hoheit, uns dünkt das Königtum des Gemütes zu wollen, aus tieferem Brunnen als Ahn und Huldigung, uns hat die Göttlichkeit nicht ein Einzelangesicht und die Gemeinschaft von Geistern keinen Glauben an Symbol und Lehrmeinung. Wir sind anders und anders ist auch unsre Dichterschaft. Obwohl ebenso streitend fühlen wir uns nicht erhaben selbst nicht über das Kleinste, sondern erfahren in unserer Gleichheit mit allen Lebenden unsere wahre Erhabenheit".

So weite Klüfte öffnete also das neue Werk auch in der Seele dieses Nächsten, daß die bisher geschlagenen Brücken zwischen Freund und Volk zu zerreißen drohten, daß dieser freie tiefsinnende Geist in dem Augenblicke, als George vom geistig-künstlerischen auf den staatlich-weltlichen Raum übergriff und vom Glauben an die unsichtbaren göttlichen Mächte zu dem der Leiblichkeit des Gottes gelangte, für seine eigne

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Menschlichkeit und die seiner Volksart fürchten mußte, ja daß dieser scharfe Kunstdenker aus solcher Furcht nicht die ursprüngliche dichterische Eroberung jener Bereiche erkennen durfte sondern die Verwendung geschichtlicher und kultischer Sinnbilder mit der Bindung an überlieferte Formen verwechselte, von denen George sich weiter als je im SIEBENTEN RING entfernte. Daß ein Verwey sich das Urteil über ein Kunstwerk trüben ließ, indem er bei seiner Abneigung gegen Papsttum Fürstentum und sichtbare Gottheit vom stofflichen Gehalt statt von der dichterischen Form ausging und so beinah der modernen Urteilsweise verfiel, zeigte freilich, daß hier ein Gehalt von solcher Wucht und eine solche Erweiterung der künstlerischen Sphäre erschienen war, daß es keinem inneren noch äußeren Lebensgebiete draußen und drinnen mehr erlaubt war, außer der Entscheidung zu bleiben.

Fast aus dem Gegensatz zu jenen beiden bedingt sich die Stellung Derleths zum SIEBENTEN RING: er war wirklich fest in der Überlieferung nämlich der katholischen Kirche gebunden und zugleich von drängendem Willen zum gegenwärtigen Handeln in die Zeit beseelt. Im gleichen Winter, in dem die ersten „Zeitgedichte" in der sechsten Folge erschienen, hatte Derleth zum ersten Male „die Proklamationen" vor einer geladenen Gesellschaft von Professoren, Geistlichen und Literaten Münchens verlesen lassen und sie im folgenden Jahre (1904) veröffentlicht. Der bisher so Verschlossene und Zurückgezogene sprang mit einem Satze aus seiner Stille: er wollte mit diesem Werke, „zu der letzten Auslese der umfangreichsten Masse reden" und mit einem Stoße die träge Zeit erschüttern: „Ich erwachte und erschienen mir drei Zeichen: der Blitz, der Adler und der Stern. Ich, Ludwig Derleth, bin allein und habe alle verbündet gegen mich und erkläre im Namen Jesus von Nazareth den Krieg. — — An alle Regimenter, Magazine und Werkstätten der Welt. Wir dezimieren. Wir rufen den Rest der tüchtigen Männer vor die Front und scheiden aus. Wir verlassen die Armee und gründen ein neues Reich.

Besser ist nicht geboren zu werden als untätig zu sein. Ist man aber einmal das Licht, so beleuchte man die Finsternis. Diese Schrift bedeutet Herausforderung". Diese Proklamationen wollten kein Buch sein, wie eine befreundete Ankündigung erläuterte, sondern der eruptive Ausdruck eines ehern zusammengefaßten Wollens, das damit Tat wird. Sie wollten antike Härte mit der ekstatischen Glut und der lebenden Innerlichkeit der jüngsten Geschlechter verschmelzen, nichts anderes sein als ein geller Fanfarenweckruf in die Nacht der Zeit hinaus, das triumphierende Nahen des Siegerhelden verkündend: Christus Imperator Maximus! Nach der jesuitischen Zusammenfassung von Lamm, Kampf und Glanz, vereinten sich

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Jesus, Cäsar und Dionysos zu einer neuen Herrschertrinität über die Welt. Der zu durchdringende Raum war nicht der alte römische mit der vatikanischen Mitte, sondern der aller Erdteile und Völker. Die zu erregende Bewegung sollte von der geistigen Universalität der deutschen Denker und Dichter und von der tathaften Universalität Napoleons sein; die Imperialidee der Kirche sollte durch die Forderung einer neuen Praktik mit neuen überweltlichen Aufgaben ihre höchste Vollendung erhalten. „Wir sprechen zu den kriegerischen Söhnen Europas und zu den Kindern Gottes der bewohnten Welt. Wir verkünden das Christentum in der Christenheit". Aber für diese Aufgabe, die durch Krieg, Keuschheit und Pest vollendet werden sollte, für die Schaffung eines Weltkatholizismus gab es keine Krieger mehr auf Erden. Die „Proklamationen" blieben Forderungen, denen niemand folgte, sie benutzten die Napoleonischen Befehls- und Anrufformen ohne dessen heer- und staatsbildende Kräfte, sie kreuzten sie mit apokalyptischen und mystischen Werbungen und Prophezeiungen und schufen dadurch als Stil eine gemischte Gattung, die trotz gewaltiger Sätze nicht bildhaft wurde.

Derleth war klug genug, um bald zu erkennen, daß dieses Mittel zur Bewirkung der Welt falsch war und zog das Buch aus dem Handel zurück. Es war in Aufbau und Haltung — in der äußersten Weite des Wirkungsfeldes, der festen Beharrung auf der christlichen Überlieferung, im Glauben an eine plötzliche gewalttätige Erschütterung der Menschheit und in der unmenschlichen Härte der Forderungen und der unkünstlerischen Form — geradezu aus dem Gegensatze der Handlungsweise Georges geboren und mit christlichen statt urmütterlichen Vorzeichen dem der Kosmiker verwandt.

Um so tiefer mußte Derleth nach diesem Mißerfolg über das unbeirrbare Wachsen des Georgeschen Werkes erstaunen. Er war des Glaubens, daß George, wie einst Loyola eine besondere Praktik des Handelns hätte, die man erfahren könnte, und als er sich ihm nach dem Bruch mit den Kosmikern zur Verfügung stellte forschte er, was George zu tun dächte: „Was haben Sie vor? Ich würde sagen mit dem Sozialismus geht es nicht. Oder etwa mit der Politik? Oder der Literatur?" Und als George lächelnd verneinte, fragte er: „Was kann ich tun? Stellen Sie mich an einen Platz: ich werde tun was Sie sagen". „Das kann ich nicht", lautete die Antwort, „wer nicht von sich aus weiß was er freiwillig für mich tun kann, dem kann ich es nicht sagen. Wenn ich erst befehlen müßte, tu ich es lieber selbst". Derleth ging enttäuscht davon, er mußte diese Antwort für eine Verschleierung oder gute Abwehr halten und hätte doch aus ihr das ganze „System" des meisterlichen Handelns leicht erkennen können. Aber die

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

menschlich-schlichte Forderung der Freiwilligkeit lag so weit ab von seinem Denken, daß er den Grund von Liebe und Dienst, auf dem sie ruhte, nicht begriff. Er war so ganz im letzten großen System des Katholizismus, dem Jesuitentum, verhaftet, daß Gehorsam fordern und leisten ihm die einzige Handlungsart auf geistigem Felde zu sein schien. So sandte er etwa einen jungen Menschen, um ihn zu erproben, geradewegs nach Jerusalem: er solle dort am heiligen Grabe beten und dann geradeswegs zu ihm zurückkehren. Aber die Zeit dieser kältesten Willenszüchtung auf ertöteter Seele war längst vorüber und Derleth mußte seine Kraft an wertlosen einzelnen versuchen, ohne neue weitertragende Keime in ihnen wecken zu können, mußte erhalten, was er selbst dem Untergang weihte und vergebens hallte sein Ruf: „Wohlauf Kinder des Vaterlands, mit roten wehenden Fahnen vorwärts in den Krieg! Wo wir erscheinen, erschüttern wir im Aufstand die Welt und auf allen Wegen stürmen die himmlischen Legionen meines Vaters das Reich. Der Leichnam Rom lockt die jungen Adler. Der Vatikan in eine Reiterkaserne der Asiaten verwandelt! Schon ist die Axt an die Wurzel der Bäume gelegt und die Blutscheine der katholischen Ächtungen werden beim Symposion unterzeichnet."

Das unterschied Derleth von den Kosmikern, daß diese sich beschwörend an der gestaltlosen Urkraft versuchten, daß er stets auf Menschen wirken und sein Handeln an eine Überlieferung an ein schon Körperhaftes binden wollte, daß jene durch wilden Aufruhr dunkelster Gewalten, er durch härteste Zucht der Geister und bedingungslosen Gehorsam die Erneuerung erzwingen wollte. Aber alles Wissen um die Schicksalswende, alles Suchen nach den Gesetzen des geistigen Handelns gab keinem von ihnen den unmerklichen Hebel in die Hand, mit dem der Täter die Wende des Schicksals beherrscht, keine Einsicht befähigte sie ihre Kraft dort einzusetzen, wo allein sie die Zeit bewirken kann: am fernsten Hebel außer der Zeit.

Ganz deutlich wurde dieser Gegensatz als das GEDENKBUCH und DER SIEBENTE RING erschien. In seiner kurzen Art sagte Derleth zu George: „Ich habe Ihr Buch gelesen: ich würde sagen, neue Götter gibt es nicht". Darauf erwiderte der Meister: „Aber die alten taugen auch nicht mehr viel". Hier sprach eine Seele, die am Ende einer Weltenbahn rückwärts blickte zu einer Seele, die von dort aus ins offne Reich der Zukunft schaute, sprach einer, der vor der höchsten Tat verzichtete zu einem, der schon den Grund zum Fernenland geschaffen hatte, wie noch ein anderes Wort der beiden Fechter uns erhellt: Derleth: „Warum geschehen keine großen Taten? Weil sie keiner tut!" George: „Nein, weil sie keiner

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

sieht". Der erste Vorwurf traf den geistigen Täter nicht, der zweite aber den, der blind war für die neue Schöpfung die er selbst ersehnte.

Unter die Seins- und Sehweise dieser drei Gefährten und ihr Verhältnis zum Ereignis Maximin fielen auch andre von den älteren Freunden, die bisher den Weg Georges ohne Zögern und Zweifeln mitgegangen waren. So tief sie auch vom Wunder der neuen Dichtung ergriffen wurden, so wahrhaft ihnen das darin verfangene Schicksal auch erscheinen mochte, es forderte mehr als Glauben an die Erneuerung unserer Kunst, es forderte mehr als Wandlung in den Anschauungen von Natur und Volk und Mensch, es forderte mehr als Abkehr von den Häßlichkeiten und Niedrigkeiten einer ablaufenden Gesellschaftsordnung — es forderte dies alles und den Schritt in die Welt einer neuen Göttlichkeit. Nicht der Meister sondern das im Werk verfangene Geschehen forderte durch sein Dasein von ihnen eine verwandelte Haltung zur Welt, er selbst hat in der zarten Schonung jeder menschlichen Beziehung keinen seiner Freunde vor die Frage eines Für und Wider gestellt. Gerade am Fall Derleth zeigte sich deutlich der Unterschied zwischen dem Glaubenseiferer oder Ordensstifter und dem Dichter: der erste will zu seinem Gott überreden und zwar jeden der guten Willens ist, der Dichter aber stellt nur ein Bild auf. Wer wie die meisten still an dem bisher Geliebten und Verehrten festhielt und vom neuen Schönen das ihm Gemäße aufnahm, blieb ungenötigt im Raum der Freundschaft, wer aus eigner Not oder eignem Drange Stellung nahm, fand stets einen Freund zur Hilfe gewillt, der selbst nach berührbaren Flächen des Verstehens suchte. So geschah kein Bruch der Freundschaft, aber dennoch bedeutete das stille Beharren in ihr ohne mitschwingende Wandlung des Geistes ein langsames Wachsen der Entfernung zwischen George und den älteren Gefährten: denn er ging weiter.

2. KAPITEL: DIE ACHTE UND NEUNTE FOLGE

ALS George nach den Jahren so tief erschütternder Erlebnisse in München im Beginn des Jahres 1905 wieder in diese Stadt kam, verbrachte er hier in der Erinnerung an den Verlorenen die trostlosesten Monate seines Lebens, wie uns manche Gedichte im SIEBENTEN RING und mit der unmittelbaren Bezeichnung des Trauerjahres der Spruch an Hanna Wolfskehl verraten. Der Münchener Freundeskreis blieb in Haß und Feindschaft auseinandergesprengt, Klages mühte sich rein geistige Spannungen vor das öffentliche Gericht zu ziehen, Wolfskehl und Gundolf litten noch unter den Nachwehen jener Kämpfe, das kaum neugeknüpfte Verhältnis

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

zu Hofmannsthal zerbrach wieder, wie wir erzählt haben, die ausländischen Freunde entschwanden langsam dem Blick und noch war keine Hoffnung sichtbar, daß der Strahl des Geschehens, das er erfahren hatte, in der Jugend des eignen Landes zünden und zeugen werde.

Aber bevor noch das Jahr ablief erfüllte sich diese Hoffnung. Das dichterische Wort, das er von den HYMNEN bis zum TEPPICH, von der ersten bis zur siebenten Folge der Blätter ausgesandt hatte, war in Deutschland auf fruchtbaren Boden gefallen und sandte ihm nun in schlimmer einsamer Zeit die Söhne und Folger zu, die es geworben hatte und deren junge Seelen sich auch dem neuen Erleben weit und willig öffneten. In Basel lernte George durch den früh hingegangenen Rudolf Burckhardt den neunzehnjährigen Schwaben Robert Boehringer, einige Monate darauf in der Reichshauptstadt den noch jüngeren Danziger Ernst Morwitz kennen .. mit ihnen bildete eine Dreiheit — freilich etwas später erst — Ludwig Thormaehlen. Im folgenden Jahre trat dann George in nähere Berührung mit einer Gruppe von Jünglingen und jungen Männern, die Kurt Breysig zuerst mit der neuen Dichtung, dann mit George persönlich bekannt gemacht hatte. Breysig hatte, wie wir schon erwähnt haben, durch Nietzsches Schriften den Anstoß einer hohen Betrachtungsweise menschlicher Geschicke empfangen, er hat den kranken Weisen in seinem stillen Wahnsinn noch selbst gesehen und am 27. August 1900 die Gedenkrede an der Bahre des Toten gehalten. Für den jungen Gelehrten bedeutete diese offne Stellungnahme für Nietzsche ein schweres Ringen um sein Ansehen, ja auch sein äußeres Dasein. Vor den Anhängern Nietzsches bekreuzten sich, wie später und heute noch vor den Anhängern Georges, die bürgerlichen Wissenschaftler als vor verruchten Neuerern, die den besterkannten Weg verließen, und wenn man ihre wissenschaftlichen Leistungen nicht bezweifeln konnte, so verdächtigte man umso tiefer ihre moralische Gesinnung, faselte von Herrenmenschentum und schlimmeren Dingen und hätte die Ketzer, die man nicht mehr verbrennen konnte, gern in der Stille verderben lassen. Doch solang es wache Jugend in einem Lande gibt, horcht sie auf jeden neuen Ton, in dem das Herzblut voller schlägt. Was uns Jungen, die das wissenschaftliche Handwerk so gut, ja aus der inneren Anteilnahme eher eindringlicher als andre trieben, an Breysig lockte und was uns aus seinen neuen Aufgaben und Maßstäben der Geschichtsschreibung entgegenschlug, war ein menschlich Erregtes und Erregendes, war sein Wille die ganze Geschichte der Menschheit als einen großen von einheitlichen Gesetzen durchwalteten Vorgang zu betrachten und von dort aus das Verhältnis von Genius und Masse, von Einzelnem und Gruppe neu zu erfassen. Denn das längst erschütterte aber in tausend Abschwächungen noch

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

gültige christliche Grundverhältnis von Mensch und Welt, Ich und Gemeinschaft war durch Nietzsche bis in die letzten Winkel fraglich geworden und alle scheinbare Stetigkeit des Staates und aller scheinbare Fortschritt der Wirtschaft konnte nicht darüber täuschen, daß die Seele in einer geistigen Leere schwebte und die Sorge um menschliches Heil täglich größer wurde.

Es wurde nun für Breysig von der größten Bedeutung, daß er in diesen Jahren des Aufbruchs mit George zusammentraf, im Sinne Nietzsches dem Schaffenden begegnete, den er bisher nur aus Forschung und Lehre kannte, daß er einen Großen am Werke sah, der das in der Gegenwart schuf, was er in der Geschichte suchte. Friedrich Wolters, der Schreiber dieses Buches, war schon im Winter des Jahres 1899 zu Breysig gekommen, dann um Studien über die französische Revolution zu treiben nach Paris gegangen und hatte sich nach seiner Rückkehr in Niederschönhausen nah bei dem alten Schloß und Park, wo einst die Gemahlin Friedrichs d. Gr. ihre Tage vertrauerte, niedergelassen, zunächst als einsamer Gast eines mietbaren Landhauses. Dorthin zog er bald seine Freunde, mit denen das Glück ihn seit der Jugend segnete, ein weiter Kreis von Bekannten und geliebten Frauen schloß sich an, und es begannen jene Jahre einer heiteren Jugendgemeinschaft, in denen Arbeit und Feste wechselten, frohes Spiel und ernstes Streben einander befruchteten und für eine Weile auch zu den Lehrern der Universität Berlin, von denen einige zu Gaste kamen, das von der Jugend so begehrte menschliche Verhältnis neben dem wissenschaftlichen erobert wurde.

Eine tiefere Lebensgemeinschaft fanden freilich nur die engeren Freunde Friedrich Wolters, Berthold Vallentin, Friedrich Andreae, Kurt Hildebrandt und einige inzwischen Verschollene mit Breysig, als ihnen die Dichtung Georges eine gemeinsame geistige Sphäre gab und die besonderen Liebhabereien des einen oder anderen vor ihrem Atem wie Spreu verwehten. Denn in manchen wühlte am Beginn von den neunziger Jahren her noch der naturalistische Aufruhr, besonders in den Magdeburgern, die als Jungen noch die „Revolutionäre der Lyrik" gesehen hatten, andere rangen mit den Problemen des späten Ibsen und Tolstoi und alle hatte Nietzsche hingerissen. In all dem, wie auch auf dem staatlichen Gebiet im Sozialismus, lockte diese Jugend das Revolutionäre, die Stöße gegen eine veraltete Weltordnung und der Glaube, daß ein Umschwung aller Dinge nötig sei, ohne daß einer wußte was geschehen solle oder wo zu beginnen sei. Dieses vereinzelte Suchen und ziellose Drängen bekam durch die Dichtung Georges eine sichere Richtung, einen sichtbaren Sinn. Hier wurde nichts verheißen, was nicht schon da war, hier wurde nichts gefordert, was nicht

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

schon erfüllt war. Schon das Hersagen dieser Gedichte war eine verpflichtende Handlung, denn ihre Erhabenheit hob das Alltägliche auf und verurteilte ohne Spruch ein kleinliches Gebaren: sie schön finden, hieß dem Sinn ihrer Schönheit gerecht werden, sie groß finden, der Größe ihres Schöpfers folgen. Sie waren für uns jedem Streit der ästhetischen, politischen oder moralischen Meinungen entrückt, wir, die leidenschaftlichen Unterredner, denen keine Nacht zu lang war, um sie über einer strittigen Frage zu vertun, haben nie um den dunklen Gehalt eines Gedichtes oder einer Strofe gestritten, sondern jeder wartete auch jahrelang der Stunde, bis sich der Sinn ihm erschließen würde. Es war ein Reifenlassen der Seelen in der Luft des neuen Geistes, der uns durchdrang und mit wachsender Macht auch das Schicksal der Freundschaft ja bald des gesamten Lebens bestimmte. Geliebte Freunde, die den neuen Weg nicht mitgehen wollten, blieben zurück oder traten grollend beiseite, andre ertrugen es nicht sich von den Verpflichtungen und Vergnügungen der bürgerlichen Gesellschaft freizuhalten und verließen uns, wieder andre glaubten in uns Verräter an der freien Persönlichkeit zu sehen und wir mußten sie lächelnd gehen lassen. Wir wurden, bei aller Freiheit und Beweglichkeit in Seelendingen, im Punkte der geistigen Überzeugung streng bis zur Härte und übertrieben die neue Forderung des schönen Maßes bis zur formalen Verstiegenheit. Von denen die gedichtet hatten, ließ der eine jeden Versuch für lange Jahre ruhen, suchte der andre den dunkelsten Ausdruck und den härtesten Klang, das Ungewohnte um jeden Preis zu erzwingen. Vieles Törichte und Mißverstandene mochte bei diesem Ringen unterlaufen, aber gewiß war die Entfernung vom Bürgerlich-Platten und der Abschluß vom Gemein-Alltäglichen. Man erlebte die Erde neu und tat lieber nichts als etwas Falsches, man nahm das Recht der Jugend auf schöne Muße und festliche Tage nach den Wochen der Arbeit in vollem Maße in Anspruch und hielt Leib und Seele sauber bis die Stunde zum Handeln rufen würde. Das persönliche Erscheinen Georges gab allem Überschwang sein rechtes Maß und führte alles Starre Übersteigerte in den menschlichen Fluß des Herzens zurück: aber es bestätigte zugleich jeden Glauben, den seine Dichtung in uns erweckt hatte und gab unserer verehrenden Liebe erst das heilige Recht für den lebenden Meister zu brennen und zu wirken.

Vor diese und andre Jugend — wir haben nur die Namen genannt, welche später durch Werk oder Amt bekannt wurden — trat nun ebenfalls das GEDENKBUCH und DER SIEBENTE RING. Diese Jungen entstammten wie auch die älteren Gefährten aus dem Bürgertum des südlichen und nördlichen, westlichen und östlichen Deutschland, sie waren

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

wie jene fast zu gleichen Teilen im jüdischen, protestantischen oder katholischen Glauben erzogen worden, aber kaum noch von den matten Bindungen dieser Bekenntnisse gehalten. Die einen bedrohte, die andern hatte das Zweifeltum des Jahrhunderts schon auf den Schulen und durch das herrschende Schrifttum berührt, aber da die einen noch in der ungebrochenen Kraft des Blutes das Gedicht, die andern schon im unverdorbenen Knabenalter die Hand Georges ergriffen hatte, so war ihnen allen das Wunder des neuen Lebens aufgegangen. Die Gewißheit, verschwiegen einen göttlichen Dienst zu tun, wenn sie diesem Werke und diesem Manne folgten, lebte bald heller bald dunkler, bald quälend im Widerstreite mit anderen Lebensmächten, bald freudig in keckem Übersehen der Schwere der gesetzten Aufgaben, aber immer glühend in den jungen Seelen. Sie hatten manches vor den älteren Gefährten voraus: sie brauchten nicht wie diese in der entgötterten Welt, durch eiserne Zucht, die ihr Persönlich-Einzles aus dem Wirrsal rettete aber auch festheftete, sich einen sicheren geistigen Ort der Abwehr, einen unverrückbaren Fechterstandpunkt zu erwerben; ihnen trat weiter die ganze Fülle des Georgeschen Werkes von den HYMNEN bis zum TEPPICH als Einheit als eine ganze geschlossene Welt entgegen; sie begegneten endlich dem Meister selbst auf der Höhe seiner Lebensbahn, in den Jahren der Erfüllung seines höchsten Erdenschicksals. Den Jüngeren, die unter diesen günstigen Zeichen herangewachsen waren, brachte das große Erlebnis des SIEBENTEN RINGS kein Fremdes zu dem bisher Erlebten sondern nur dessen höchste Steigerung. Die früheren Werke waren nicht weniger wunderbar für sie als das neue und sie erfuhren nur das Höherschreiten auf der gleichen Bahn, die Krönung dessen, was sie schon geglaubt hatten. Mehr als vom Buch Maximin wurde der eine oder andre unter ihnen von den „Zeitgedichten" betroffen: denn während jenes in der Richtung des bisherigen Fluges lag, schienen diese die steile Linie der früheren Jahre zu verlassen und zu den Niederungen der Geschichte ja der Gegenwart hinabzusteigen. Freilich war man den hohen Ton des staatlichen Gedichtes in Deutschland nicht gewohnt, und es bedurfte für die unstaatliche Geistigkeit der jungen Deutschen erst der Einswerdung von Geist und Staat, erst der Erweckung eines neuen Gemeinschaftssinnes auf dichterischem Boden, ehe die getrennten Sphären ihrer weltweiten Gedankenbauten sich mit den wuchtigen Notwendigkeiten bluthafter Gebilde verbinden, ehe ewige Idee und irdischer Tag in ihnen zusammenfließen konnten. Aber gerade vom Mittebuch des SIEBENTEN RINGES her, das die älteren Gefährten schamhaft als ein rein persönliches Erleben des Dichters umgingen oder in seiner verpflichtenden Unbedingtheit ablehnten, durchdrang

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

die Jüngeren, je mehr sie das ganze Werk als Ausstrahlung dieses innersten Herdes erfaßten, die neue Einheit von Gegenwart und Geschichte, Geist und Staat, Gott und Welt. Gerade von dort her erwuchs ihnen die Kraft, alle Lebensgebiete in den dichterischen Raum einzubeziehen und von der festen Innenburg auch den Kampf um das Lebensrecht der neuen geistigen Gemeinschaft nach außen zu tragen.

Die achte und neunte Folge spiegelten die innere Umbildung und Festigung des Kreises der Blätter seit dem letzten Jahrfünft schon deutlich wider. Noch kurz vorher mochte es George zweifelhaft erscheinen, ob die Menge neuer dichterischer Erzeugnisse genügen würde, um die Fortsetzung der Blätter über die siebente Folge hinaus zu ermöglichen, zumal mancher der älteren Mitarbeiter, wie wir geschildert haben, seine Gedichte zusammengefaßt als ganzes Werk im Verlag der Blätter veröffentlicht hatte. Eben, im Jahre 1908, waren die „Huldigungen" von Lothar Treuge und der erste Band der Shakespeareübertragung von Friedrich Gundolf — beide in schöner Buchform von Lechters unermüdlicher Hand — erschienen. George faßte daher zunächst Einzelbeiträge und Proben aus den veröffentlichten Büchern zu einer dritten Auslese der Jahre 1904 bis 1909 zusammen, erkannte aber noch während des Druckes aus dem Zufluß neuer Erzeugnisse die Möglichkeit einer Fortführung der Blätterfolgen und gab im Jahre 1910 die achte und neunte Folge zusammen heraus, indem er jener eine Anzahl früher Maximin-Gedichte beigab und sie wie vorher das GEDENKBUCH nur für den engeren Kreis seiner Freunde bestimmte.

Dieser Eingang, verbunden mit der „Vorrede zu Maximin", besagte deutlich, unter welchem Zeichen das kommende Jahrzehnt der Blättergemeinschaft stand: was nicht um diese Mitte kreiste, sank langsam von selbst zurück, was ihr zuwuchs, gewann immer reiner das dort geschaute Bild. Nicht als ob in Gedichten oder Prosen ausdrücklich davon die Rede sei! Außer den schon im GEDENKBUCH veröffentlichten Totengesängen Gundolfs und Treuges nehmen nur die drei Gedichte „Tag der Toten" und das Chorspiel „Die Geheimfeier" von Wolfskehl in der neunten Folge unmittelbaren Bezug auf das hehre Geschehnis. In den drei Gedichten taucht noch einmal die Erinnerung an die Kosmiker auf, an „die verlorene Zunft", die zu Asche gesunken ist. Die „Geheimfeier', sucht das Wunder der Gotterneuerung in einem schönen Gegenspiel von Knaben und Mädchen zu fassen. Zum ersten Male klingt hier wieder das Lob des lebengebärenden, des guten Todes auf, wie viele Lieder Maximins und des SIEBENTEN RINGS ihn versichtbart hatten.

Von diesem Wunder der Gotterneuerung sind die meisten Dichtungen

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

der achten und neunten Folge durchdrungen: es war als Keim in die wenigen älteren und die jüngeren Dichter gesenkt und eine heilige Scheu des Beginnes zwang sie eher davon zu schweigen als zu singen — selbst die Gedichte des Buches Maximin wurden nur äußerst selten in Gemeinschaft gelesen. Auch bei den Folgern Georges gab es keine plötzliche überirdische Erleuchtung, keine unerwartete völlige Umkehr des bisherigen Zustandes noch das Stammeln aus einer mystischen Versenkung und Verlöschung der Sinne, sondern ein langsames Wachsen aller Kräfte im neuen Geiste, ein schrittweises Ringen um Näherung an das schöne ernste Götterantlitz, das seit dem SIEBENTEN RING sichtbar und nennbar aus dem meisterlichen Werke schaute. Es galt auch keine Abkehr von der Welt, es sei denn von den häßlichen Auswüchsen und erstarrten Formen der Zeit, sondern eher ein neues Ergreifen ihrer Urgegebenheiten und ein tieferes Ergriffenwerden der gereinigten Sinne von den Gluten der Liebe und Ehrbegier. In den Beiträgen der jüngeren Mitarbeiter, von denen die jüngsten in den beiden Folgen nicht mehr mit Namen genannt sind, drückt sich wenn nicht immer am stärksten so doch am unmittelbarsten dieses Ringen um die letzte Nähe und dieses Ergriffenwerden von liebenden und wetteifernden Gewalten aus. Der junge Künstler, für den sich Rodins L'Age d'Airain nicht schön, nicht göttlich klar genug aus dem Steine hebt, zeichnet damit die Linie nach, auf der sich die Sehnsucht seiner eigenen noch dumpfblütigen Natur nach Befreiung und Erhebung von ihrer Schwere bewegt. (L'Age d'Airain, 8. Folge.) Sein Gespräch mit dem Bildwerk ähnelt dem des Meisters mit dem Schüler in dem Zwiegespräch „Der Absturz", das im Aufwerfen der quälenden Frage nach der eigenen Zulänglichkeit ein Beispiel für die geistige Sorge gibt, welche damals die jungen Seelen erfüllte. Daneben aber stehen dichterische Prosestücke wie „Das hohe Amt unserer Liebe" und „Priestertum der Liebe", in denen sich die leibliche Leidenschaft in einer rauschenden Unmittelbarkeit und heidnischer Offenheit ausdrückt, wie wenn verschlossene fast noch knabenhafte Münder unter dem liebenden Sturm aufbrechen und ihnen nur die höchsten Vorstellungen des Gottesdienstes genügen, um die Schauer der erschütterten Sinne auszudrücken. Wieder andere nahmen die Vorstellungen für ihre Ergriffenheit von der Gewalt der mittelalterlichen Minne wie Wolters in seinen eigenen und übertragenen Liebesliedern, oder von der Gestalt des antiken Eros wie Boehringer in seinen tief ergreifenden Distichen auf das Andenken Rudolf Burckhardts. Aber immer suchten diese persönlichen Ergießungen zu einem göttlichen Bilde der Minne oder des Minners vorzudringen und die tiefe Verbindung der beiden Gewalten Liebe und Tod, welcher man auch

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

bei ihnen begegnet, zeigt uns den dionysischen Grund an, aus dem ihre Gesänge stammen. Die unbedingte Bindung an den Gotterneuerer, der sie den Weg in die Bereiche des Mehr-als-Persönlichen gehen gelehrt, das Ringen um die Nähe Georges drückt sich in den Widmungen und Sprüchen dieser beiden in der tätigen Form der Anteilnahme an den kämpferischen Elementen des Meisters aus: in der Verwerfung der Gegenwelt, in der freudigen Bereitschaft zur Mitstreiterschaft, in der jubelnden Verkündung der Größe des neuen Reiches und seines geistigen Herrschers, mit welchem Namen Wolters zuerst in diesen Folgen die Gestalt des Dichters zu umgreifen suchte. Bei Boehringer wirkte sich die innere Bewegtheit außer im Gedicht noch unmittelbar in seiner Stimme aus, welche von allen die schönste für das Hersagen war und deren feurigmaßvoller Ton viel dazu beitrug, das Wunder der Dichtung in der Gemeinschaft der neuen Freunde reicher erblühen zu lassen.

In gleicher Richtung wirkten sich die Gedichte Wolfskehls und Gundolfs auf diesem Schauplatz neuer Kämpfe und Freuden aus. Wie die schon erwähnte „Geheimfeier" führen die beiden Mysterien „Sanctus" und „Orpheus" von Wolfskehl seine in den Leidensjahren erlangte Kunst des Feierspieles auf eine noch höhere Ebene mythischen Geschehens. Während das eine in den ewigen Sinnbildern Orpheus und Eurydike den Sieg des liebenden Dichters über die dunkelste Todmacht in Versen von unheimlicher Nachtklarheit verherrlicht, stellt das andre in unbenennbarem Ort und Raum die Sage der Erneuerung des irdischen Reiches an einem Kräftespiel von Führer und Volk, Erd- und Lichtmächten dar. Die Symbole vom Wimpelstab und Baum, Schwert, Mantel und Krone sind freilich in ihm fast deutlicher Erscheinung geworden als die Gestalten ihrer Träger, von denen nur das Volk und der verführende Magus fester umrissen sind. Doch durch alle Dunkelheiten scheint klar der eine Sinn: alle Kraft wird an Wachstum, Blut und Rache gemessen, auch der Bedeutende aber Unzulängliche fällt an der Wende der Zeit den Mächten der Tiefe als notwendiges Opfer anheim, durch das sie geweckt und gesättigt werden, aber die zulängliche Kraft des Berufenen und Geweihten besteht vor den ewigen Proben leichter Hand und durch sein bloßes Erscheinen fällt dem geheiligten Jüngling die Macht und das Reich und die Herrlichkeit zu. Seit Wolfskehl, als er fast schon an sich irregeworden war, durch den Meister den Gott erscheinen sah, wie das Gedicht „Berufung" sagt, war seine Sicht in den Kreislauf der ewigen Lebensmächte, ihres Blühens und Welkens noch tiefdringender geworden. Die dunklen Mythen von Weltenzeugung und Götterdämmerung umspielte sein Geist durch alle Zeiten unserer Erdgeschichte und rief in den „Legenden" und

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

den „Nirvana-Sonetten“ ihr Grauen wie ihre Verheißung aus totem Wissen in gläubige Erregung. All diese Bilder des steigenden und sinkenden Lebens ließen uns das gegenwärtige Geschehen in seinen welthaften Tiefenräumen sehen und offenbarten auch dem leichteren Sinn die Wucht des geistigen Umschwungs dieser Jahre.

In Gundolfs zarten und manchmal noch in Zagheit versponnenen Liedern und Zwiegesprächen drückt sich der gleiche Vorgang durch eine Gegenüberstellung leichter und schwerer Seelen, sinnlich dumpfer und überheller Geister aus, die im Widerspiel um das menschlich und göttlich Echte miteinander ringen. Um das Bejahende deutlich zu machen, ruft er zugleich das Verneinende auf, um Grenze zu zeichnen die maßlose Begier, um das Glück des Glaubens zu bekennen die trostlose Einsamkeit der Gottentfremdung. Alles Heil und Unheil seiner schwebenden und sagenhaften Geister und Helden, seiner Ariel und Dryade, Arion und Kirke, Iskender und Asrafil, selbst die Verzweiflungsnacht eines Friedrich in Sanssouci sind aus dem Wissen um die „Zeitwende“ geboren, sie stehen im Schatten oder Morgenrot des künftigen Tags und nehmen Recht oder Fall vom „Wandler und Beseeler“ der neuen Welt.

Wir wissen schon, daß weder Verwey noch Derleth diese Sicht teilen konnten und doch fügen sich ihre Gedichte dem Gesamtmerkmal der achten und neunten Folge ein, weil sie als wahrhafte Dichter jene hohe Frömmigkeit besaßen, die auch über Zweifel und Freiheit und selbst in den Schranken einer erstarrenden Überlieferung an ein lebendiges Göttliches glaubt, mochte es der eine für bild- und leiblos, der andre für immer an e i n e Form gebunden halten. Verweys Gedicht „An Friedrich Nietzsche“ besingt den dionysischen Trotz des tiefsten Gottleugners und letzten Gottsehners der Zeit, der am Versuch einer Zeugung seines Bildes zerbrach und dem vor die wahnen Augen die beiden Gründer irdischer Gottesreiche im Wettkampf ihrer Lehren treten: Apollon der Darsteller des Gleichen in den Tauglich-Schönen, Christus der Finder der Liebe zu allen, auch noch im Leide. Mit der offnen Frage, woran der große Zweifler starb, schließt auch Verwey sein Gedicht, aber es deckt in seinen kurzen dichten Strofen das ganze Doppelgesicht des Geistes auf, um das die europäischen und vor allem die deutschen Dichter und Denker kreisten und von dem unsere Theologen noch heute kaum etwas ahnen.

Seltsam genug, daß sich auch in den Gedichten Derleths dieses Doppelantlitz spiegelt: ein dionysischer Aufbruch glüht in ihnen durch die römisch-christliche Nüchternheit Augustins, eine antike Wildheit unter strenger katholischer Zucht. Eine auf große Wirkung gestellte Natur ohne Wirkungsmöglichkeit ist in ihnen doch einmal Erscheinung geworden.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Keine Wundergeschichte ist schöner und seltsamer als diese: Wie Derleth nach dem erwähnten Gespräch über ein gemeinsames Handeln an dem offenbaren Geheimnis des meisterlichen Wirkens vorübergehen aber dennoch dessen Winke folgen mußte und ihm freiwillig seine Gedichte für die Blätter gab. Er tat dies einige Jahre lang, bis er plötzlich sagte: „Ich mache keine Gedichte mehr. Ich würde sagen meine linke Hand wußte nicht was meine rechte tat". War es ein Almosen, das er gegeben hatte oder verbarg der Kluge stets Verhüllte unter dieser biblischen Geste des Almosengebens eine Enttäuschung, daß seine Gedichte nicht aller Blicke auf ihren Schöpfer gezogen, daß die Huldigung der Jugend dem blieb, der sie ruhig in seinen Kreis gezogen hatte? Jedenfalls war es kein Scherflein sondern ein unerhörter Reichtum, der in diesen 43 Gedichten der siebenten bis neunten Folge den Blättern geschenkt worden ist. Und einzig hier in dieser einen halbfreiwilligen Gabe wurde die ganze Dichte seines einsamen Lebens sichtbare Leuchte, seine strenge Führung heldischer Ruf, seine fromme Glut lebendig zeugende Macht. Diese Gedichte von metallischem Glanz und erzgefiedertem Klang, die heute noch kaum in Deutschland jemand kennt, zählen zu den kostbarsten Schätzen unseres Schrifttums. Sie bergen den Gehalt einer Seele, die in ihrem Zeitgefühl der Georges fast entgegengesetzt war, aber ihr glich in der Forderung heldischen Menschensinnes und in der Schauung gotterfüllter Welt. So eigengesetzlich diese Gedichte Derleths sind, es mußte die Sphäre des SIEBENTEN RINGS vorhanden sein, damit sie erzeugt werden konnten und wenn Derleth vielleicht daran gedacht hat, durch seine Strofen die Blätter zu sprengen, so mußte er bald erkennen, daß sein Wort und Ton schon dichterisch von dorther bestimmt war, daß es eine andre Form ein Urerleben in dieser Zeit zu äußern außer der Georges nicht mehr gab. Zwei Sätze, die er uns kurz vor dem Weltkrieg auf eine Anfrage schreiben ließ, bestätigten diese Einsicht auf seine kurze bündige Art: „Seine Meinung wolle er in die Worte zusammenfassen, daß George als einziger Heutiger die volle Magie des Wortes besitze. Er wolle dies in aller Wucht und Ausdehnung verstanden wissen".

Mit Verwey und Derleth kreuzen in der achten und neunten Folge auch andere Gefährten zum letzten Male die Blätter: Karl August Klein mit dem schönen Begrüßungsspruch für die siebente Folge und dem Trauergedicht „Die Verbannung", der Besiegelung eignen Schicksals, das noch einmal an die Folgerworte seines frühen Sendschreibens erinnert: „Der Schreiber dieser Zeilen sagt auch hierbei, daß er nie einen anderen Anspruch hat als diesen: der jungen Bewegung seinen Arm geliehen zu haben als nur wenig andre sich darboten". Dann Lothar Treuge und

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Walter Wenghöfer, deren Schicksal uns noch beschäftigen wird: der erste mit zwei Oden und Proben aus den schon erschienenen „Huldigungen", welche die Höhe seines Könnens bedeuten, der letztere wie schon verzichtend mit Bruchstücken aus den „Tagen des Endymion" von noch verdüsterterem Ton als einst.

George selbst gab neben der Vorrede zu Maximin zwölf seiner Shakespearesonette, die ersten fünfzehn Gedichte aus dem STERN DES BUNDES, eine Auswahl der von Norbert von Hellingrath entzifferten Pindarübertragungen Hölderlins, Dinge, von denen wir noch im Zusammenhang zu handeln haben, und „Goethes letzte Nacht in Italien". Alle diese Beiträge atmeten den gleichen Hauch der gottverjüngten Welt, der auch die Dichtungen der Gefährten in diesen Folgen beseelte, ja in „Goethes letzte Nacht in Italien" verdichtet er sich zum ersten Male zu einer jener volkumgreifenden Zukunftsvisionen, die von nun an das herrscherliche Merkmal seiner Dichtung werden sollten. In sieben Teilen von je zwölf Zeilen, deren freie fünfhebige Fließung griechisches und germanisches Maß zu verbinden scheint, erhebt sich der Bau dieses ersten Gedichtes hymnischer Art und läßt die klassische Sehnsucht des deutschen Geistes nach südlicher Helle und hellenischem Menschtum in sieben großen Bildern aufflammen, wie sie dem größten Sehner Goethe beim Abschied von Italien vor die Seele treten. Der nächtliche Schwur des Paares vor dem Gottbild hat ihn schon dem geliebten Boden entrissen und traumhaft auf die Grenze zwischen Vor- und Rückschau gehoben. Alle brennenden Schmerzen des Verlangens nach schönerem Land und Menschtum, die er in der Heimat gelitten, alle bitteren Leiden der Abweisung und Verkennung, die er in der Heimat leiden wird, wenn er sein hohes „jenseit der Berge" erworbenes Gut in sie trägt, überkommen ihn in dieser Nacht, auf die er nach seinen eigenen Worten keinen ganz glücklichen Tag mehr in seinem Leben gehabt hat. Er weiß, daß der grübelnde Tiefsinn der Deutschen sich gegen die heitere Sinnenhaftigkeit antiken Menschtums, das er ihnen bringt, empören wird, er weiß, daß sie lieber noch ein Jahrtausend „wildester Wundergeschichte" und mystischer Verzückung folgen als die frohe Botschaft der Erde hören wollen, er weiß, daß er noch nicht die Macht hat wie die ursprünglichen Erdsöhne durch die jahrhundertalten Krusten der Zeit bis zu den „Müttern" vorzustoßen und den „Hüterinnen" die Formel des neuen Lebens zu entreißen. Er wird im letzten entsagen müssen, doch unter tausend Formen wird er den Kindern des Nordens den Strahl des südlichen Lichtes verkünden, bis sich ihnen entschleiert

zauber des dings — und des leibes, der göttlichen norm.

Im letzten Bild läßt George mit seinen Augen den entsagenden Genius

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

in das Fernenland schauen, wo sich die Bilder seiner Hellenensehnsucht im eignen Volk und Land erfüllen und auch die Früchte seiner Heldenarbeit reifen: einen seligen Augenblick lang schließt das erhabene Paar die Kluft zwischen deutschem Traum und deutscher Wirklichkeit, und der dieses Gesicht als Ahnung vor der Seele des Brudergeistes aufsteigen ließ, hatte den Beginn seiner Erscheinung schon erfahren.

3. KAPITEL: ANTIKE UND CHRISTENTUM

Es ist eine ewige und unerklärliche Mitgift des deutschen Volkes, daß es bei jedem Erwachen sich der Griechen erinnert, als wäre das in ihm Ungeborene, das es künftig darstellen soll, schon einmal in erreichbarer Form dargestellt gewesen und als müßte es an diesem stufenweise sich enthüllenden Vorbild zu seinem Eigensten reifen. Immer aber war dieses Erinnern zugleich eine Abwehr der seit Jahrhunderten in Gefühl und Blut übergegangenen christlichen Formen, ein geistiger Kampf, der im 19. Jahrhundert sein Ende zu finden schien, als die gegnerischen Kräfte an der „unschädlichen Wendung" ins reine Wissen erlahmten.

Da rief Nietzsche, der als letzter in unseren Jahrzehnten die Doppelheit durchlebte, den Kampf noch einmal auf, aber nicht als ein Sichmessen der Gegenkräfte, sondern — und darum mit Recht der erste „Antichrist" — als ihre äußerste Entzweiung: die Antike lieben und sie leben wollen hieß für ihn das Christentum hassen und vernichten wollen: Dionysos gegen den Gekreuzigten blieb sein letzter Ruf. Er nahm wie keiner teil an dem letzten großen christlichen Endrausch der Philosophie und Musik, aber er wollte keine Versöhnung zwischen Antike und Christentum, wollte kein Einschläfern der Gegenkräfte der Welt in Lebensverneinung noch Liebesversenkung, ihm genügte weder das klassisch-humane noch das romantisch-mythische Hellas, sondern das im hellen geschichtlichen Raum erkennbare der großen Weisen, Dichter und Täter: das heldisch-tragische Hellas, das er aus dem dionysischen Leidensgrund emporsteigen ließ. Gegen das lebenverfälschende seelenversklavende Leid und die leibverzehrende übersinnliche Lust des Christentums rief er das heroische Leid und die heroische Lust des frühen Griechenlands auf, die nahtlose Einheit seines Menschtums mit allen Schauern und Freuden der göttlichen Natur, seine volle Bejahung irdischer Qualen und Wonnen um des höchsten männlichen Glückes willen um das Siegesgefühl des harten geschmeidigen adligen Menschen im Wettkampf mit seinesgleichen. Den griechischen Agon hatten die Klassiker als Bildung des schönen und kräftigen Leibes gesehen, Nietzsche sah in ihm

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

die tiefste Weltkraft der Hellenen, aus der alle Bildungen der Künste, alle Formen der Staaten, ja ihr ganzer göttlicher Kosmos hervorgegangen war, einer Kraft die sich in der ewigen Entgegensetzung zweier Weltkräfte darstellt und die nach seinen Worten die einzig wirkliche Wesenheit des kosmischen Geschehens ist: „Die Dinge selbst an deren Festhalten und Standhalten der enge Menschen- und Tierkopf glaubt, haben gar keine Existenz, sie sind das Erblitzen und der Funkenschlag gezückter Schwerter, sie sind das Aufglänzen des Siegs im Kampf der entgegengesetzten Qualitäten". So erschien in seiner Sicht nach der äußersten Entzweiung von Antike und Christentum im deutschen Wesen eine neue Einheit kämpferischer Kräfte: die weltbildende Macht des Wettkampfes, die in Hellas schon einmal in aller Herrlichkeit erschienen war und ihrer Wiedererscheinung in einem neuen heldischen Dasein harrte.

Nietzsche hat dieses Dasein wohl geschaut, aber nicht wiederschaffen können, dazu bedurfte es eines Menschen, der selber Träger der streitenden wie liebenden Kräfte eines heldischen Lebens war, dessen Werke nicht aus dem Haß sondern der Fülle der Habe geboren, durch den der Traum unserer Väter Fleisch und der geistige Kampf der Sehnsucht in den leiblichen der Erfüllung überführt wurde: auf dem neu gesichteten ewigen Grund mußte einer, der alles Erbgut in sich trug, die Gottwelt aus eigenem Samen zeugen. Den jungen George hatten die unbewußten antik-christlichen Überlieferungen noch genährt, da die Reformation die katholische Kirche an Rhein und Donau wohl verwandelt aber nicht überwunden hatte, die bewußten Kräfte der „Wiedergeburt" hatten seine weltlich-humane Bildung noch geformt: so fanden diese Gegenwelten zum ersten Male ihre Vereinigung in einer großen deutschen Seele als unsere Not am größten war. Denn als er seinen Weg begann war das deutsche Bild von Hellas in den wenigen Trägern des klassisch-romantischen Geistes zwar vertiefter als je geworden, aber der geistige Weltbau der Deutschen selbst lag in Trümmern vor ihm und was noch dürftig hielt sollte bald stürzen. Alle Kräfte der Auflösung waren entbunden, schwollen immer höher an und der strahlende Hort unseres geistigen Erbes drohte im Strom zu versinken, als der eine Heile das ganze Unheil der Zeit durchschritt: von all ihren Giften bespritzt, von all ihren trüben Wirbeln bedroht und doch gegen alle Bitternisse und zehrenden Säuren gefeit. Der ein Kind seiner Zeit und doch der erste jenseits ihrer Nöte und Süchte war, hatte als Leidender alles, als Schaffender nichts mit ihr gemeinsam. Bei empfindlichster Berührung mit allen ihren Gefahren und Gegnerschaften stand er doch als Dichter in der äußersten Entfernung von ihr und griff in ihre Geschicke erst ein, als er durch den fernsten Flug seine Schöpfung vollendet hatte. Aber auf dem

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

ganzen Wege von den HYMNEN bis zum SIEBENTEN RING lagen für ihn die Gefahren und Gegnerschaften nicht im christlichen Raum wie bei Luther und Friedrich, Goethe und Hölderlin und noch bei Nietzsche, ja selbst bei den eigenen Gefährten wie Verwey, Derleth und den Kosmikern, in denen der uralte Kampf zwischen Antike und Christentum ausschwang. In George war der Gegensatz aufgehoben und selbst die Entzweiung unwirklich geworden. Er hat das Christentum weder gehaßt noch bekämpft, aber auch nicht zu erneuern versucht, er hat die Antike geliebt, aber weder zurückgerufen noch nachzuahmen versucht: er ist weder ein christlicher noch ein antiker, sondern der neue deutsche Mensch unserer Tage, der als erster einen Boden außerhalb der beiden Weltreiche schuf und sie vom selbstgeschaffenen Grund als geistige Erscheinungsformen des ewigen Menschen überschaute. Was an hohen menschlichen Werten durch katholische und humanistische Überlieferung und Bildung noch lebendig war, ist samt dem dumpferen Bluterbe von Geschlecht und Scholle in sein Werk eingegangen, was an toten Einrichtungen und toten Stofflichkeiten sich aus jenen beiden Bereichen um ihn häufte, hat seine Schöpferhand nicht berührt.

Er stellte dar was seiner Natur und Entfaltung eingeboren war: den Menschen in der ungebrochenen Einheit und Fülle seiner welthaften Kräfte, als Wesen das die Welt in seinem Erdentag beschließt und sich in ihm vollendet. Aus diesem innersten Kerne seines Selbst erschien ihm freilich alles christliche Menschtum als ein strebend-unvollendetes, das im Zwiespalt zwischen Leib und Seele, vergänglichem Diesseits und ewigem Jenseits, ungöttlicher Natur und stofflosem Gott niemals in diesem Dasein die ganze Erfüllung der Liebe, niemals die volle Wucht des gegenwärtigen Augenblicks, niemals die ganze Blüte der Schönheit, niemals die dichte Vollendung der heldischen Tat erreichen kann, sondern mit der größeren Hälfte des Kräftebogens immer außer dem Leibe, außer Zeit und Ort, außer Werk und Geschehen in einem Andern, Unendlichen, Überweltlichen, in einem unfaßlichen und unsichtbaren Draußen steht, dem alles Sehnen gilt und vor dem die irdische Hälfte nur leichter Staub, Sünde oder Werk des Satans ist. Im antiken Menschtum dagegen sah George die ihm tief verwandte Art: das runde alle Mächte der Welt in seiner Gestalt beschließende Wesen, das sich hier vollendet, hier seine Würde und Seligkeit, seine Größe und Schönheit findet und drum nicht in der entäußernden Hingabe des Selbst, sondern in der Gleiches im Gleichen schaffenden Zeugung die weltdurchglühende Liebe sah: den Eros, der jenes einzige Miteinander des göttlichen Menschen und menschlichen Gottes schuf. Da war kein Zwiespalt zwischen irdischem Wandel und himmlischem Sein der Seele, sondern die

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Fülle der Ewigkeit lag im fruchtbarsten Nu der Gegenwart und die ewige Schönheit erschien als geschöpflicher Zauber, als vollkommenstes Werk, als tiefste Schau, als herrlichster Sieg: als göttliche Gestalt der Dinge und Leiber.

Mit diesem Sein und Schauen vertrat George das ganze geistige Erbe des Kampfs zwischen Antike und Christentum, er konnte es retten weil er mit gleicher Wesensart die neue Schöpferkraft verband, als sich die letzte Spannung beider Welten löste, als die christlichen Werte erlahmten und die an ihrem Gegensatz erwachsenen weltlichen Kräfte mit ihnen zu zerfallen drohten. Denn wohl hatten die großen europäischen Geister versucht das Übersinnliche wieder mit dem Sinnlichen, das Göttliche mit dem Irdischen zu vereinen, wohl hatte der große Staufer göttlichen Ursprung und göttliche Weihe wieder für den Staat gewonnen, wohl war Dante mit seinem Menschenleibe durch alle Sphären des Jenseits bis zur höchsten Gottheit gewandert und hatte das oberste Licht in die Dichtung gesenkt, wohl hatte Meister Ekkehart auf der umgekehrten Bahn der Verinnerlichung die Seele bis zur Gottgleichheit gesteigert und das einheitliche Sein geschaffen, wohl waren in den folgenden Jahrhunderten Erdenlust und Sinnenfreude gewachsen, hatte der verfemte Zauber der Natur seine begeisterten Schwärmer, hatten die Körper und Kräfte ihre bohrenden Forscher, der Aufbau der stofflichen und geistigen Welt seine kühnen Denker und die Regelung des geselligen Lebens ihre Neuerer und Täter gefunden. Der Strom eines neuen Erdenglaubens durchflutete alle Künste und Wissenschaften, alle Fahrten und Taten, alle Wünsche und Leidenschaften und die Religion der Menschlichkeit, an den Denkmälern der Alten genährt, durchglühte die edelsten Herzen und befeuerte ihre Kämpfe um das neue Heil der Erde wider die christlichen Verzicht- und Jenseit-Gewalten. Aber über all diesem Ringen schien ein Vergebliches zu liegen und die eine Gewalt sich an der anderen zu erschöpfen, das Geheimnis des Christentums entleerte sich und das der Antike wollte sich nicht erschließen. Die offnen Qualen in Michelangelos Dämonen, die sternlose Größe der Shakespearschen Helden, der schweigende Verzicht der Goetheschen Gestalten, der Hohn der Zweifler und die wilden Flüche Nietzsches besagten nur das eine: daß ein Letztes Ungelöstes über dem Dasein lastete. Das Sinnen- und Erdenreich wurde erobert aber nach der Sprengung der Fesseln und der Aufklärung der Nacht blieb es entweiht, entheiligt und entgottet zurück und statt der Himmel durchstrebte der ernüchterte glaubenslose Mensch die Unendlichkeit einer entseelten Stoffwelt, die Dürre einer mächtelosen Begriffswelt, die öde Leere einer Betriebs- und Wirtschaftswelt, die wachsende Häßlichkeit einer entwürdigten entgöttlichten Natur: er selbst nach dem jahrhunderte-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

langen Ringen der häßlichste unadligste und gemeinste in seiner Erscheinung, seinem Tun und Bilden von allen Brüdern antiker und christlicher Zeit.

George stritt daher nicht gegen das Christentum, sondern gegen die Verderbnis des weltlichen Menschen und damit zugleich um sein Erbe. Ihm waren die Kräfte gegeben, die Sinne und Leidenschaften zu reinigen, den Stoff zu beseelen, das Leben zu weihen, den Gott im Menschen zu zeugen und so das Geheimnis der Einung des Irdischen und Göttlichen zu erneuern. Von Beginn an hatte sein liebender Blick auf der brüderlichen Weltgeburt der Hellenen geruht, aber jetzt erst, als er zum ersten Male selbst die ganzen Kräfte im vollen Kreis der Liebe beschlossen, als er wahrhaft den Gott verleibt und wahrhaft den Leib vergottet hatte, rührte er an das verwandte Geheimnis antiker Ahnenschaft und rief „das hellenische Wunder" zum Zeugen seiner Weltschau an: „Wenn unsere führenden Geister, voran Goethe, sich vor dem hellenischen Wunder niederwarfen und die griechische Kunst, besonders die Bildwerke als höchstes Ziel betrachteten", so heißt es in der neunten Folge, „so muß dahinter mehr verborgen sein als die Erklärung, daß südliche Heiterkeit und wohlgefällige Form sie so eingenommen hätte, daß sie darüber sogar die Kräfte und Leistungen ihres eignen Volkes gering geschätzt. Sie kamen vielmehr zur Erkenntnis, daß hier für die ganze Menschheit ein Unvergleichliches, Einziges und Vollkommenes läge, dem nachzueifern alles aufgeboten werden müsse, und daß die Bestrebungen des so geliebten Fortschritts vorerst einmal in diese Bahn zu lenken seien. Verglichen mit den Griechen mußten ihnen die Leute des eigenen Volkes trotz all seiner gewaltigen Gaben fast wie Zerrbilder vorkommen. Freilich verlangten diese führenden Geister nicht ein äußerliches Nachahmen das zu dem gerügten Klassizismus führte, sondern eine Durchdringung, Befruchtung, eine heilige Heirat. Alle Erläuterungen weshalb sie die Griechen in solcher Höhe sahen, alle Untersuchungen welche ganz besonderen inneren Beschaffenheiten und äußeren Umstände gerade diesen Insulanern den Vorrang vor allen Völkern verschafft hätten, reichen nicht aus. Hinter den Erklärungen geschichtlicher, schönheitkundiger und persönlicher Art liegt der Glaube, daß von allen Äußerungen der uns bekannten Jahrtausende der griechische Gedanke: ‚der Leib, dies Sinnbild der Vergänglichkeit, DER LEIB SEI DER GOTT' weitaus der schöpferischste und unausdenkbarste, weitaus der größte, kühnste und menschenwürdigste war, dem an Erhabenheit jeder andre, sogar der christliche, nachstehen muß".

Von der so gewonnenen Höhe der Sicht sah er Antike und Christentum nicht „als geschichtliche ein für allemal dagewesene überwundene Zu-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

stände" sondern „als Urseinsformen, die nur von ihrer höchsten sinnbildlichen Gestalt den Namen bekommen haben", als ewige Bilder des Geistes an deren gewaltiger Größe das wache Auge erschlaffte Zeiten messen und lernen muß, lebendige und tote Gegenwart zu scheiden. In noch schrofferer Abwehr als bisher trennte der Dichter in den Einleitungen und Merksprüchen der achten und neunten Folge seine Welt von der gepriesenen des Fortschritts und der Scheinerneuerung ab, die schon Verbesserung auf Verbesserung häufend an sich selbst zu zweifeln anfing, „als ob in dieser bestgeordneten aller Welten ein Wesentliches nicht versorgt sei und ein Edelstes verloren gehe". Er wußte, daß weder die platten Lehren des Materialismus noch die Deutelkünste einer angewandten Mystik, weder ein Sich-Verlieren an das Grobstoffliche noch ein Sich-Verflüchtigen im Stofflosen helfen konnte, sondern ein frommes, tätiges Innestehen in gotterfüllter Welt, wie es die Weisen und Dichter des Altertums und sich an ihnen messend die großen weltlichen Dichter christlicher Zeit gewiesen hatten. Ihr Erbe wahrend rief er sie selbst zu Kronzeugen seiner neuen Herrschaft und zum Geleit des neuen weltfrommen Menschen auf.

4. KAPITEL: DIE KRONZEUGEN

ALS am deutschen Strome der Ruf „Hellas ewig unsre liebe!" und die sehnsuchterschütterten Strofen über die „rötlichen urnen" und den „heiligen marmor" erklangen, hatte die bergende Erde unter den Händen der wissenschaftlichen Ausgräber, letzter Nachfahren der lebendigen Erwecker, die Götter- und Jünglingsstatuen hellenischer Frühzeit wieder hergegeben: den Apollon, den Venusthron, den Athener Efebenkopf und andre, an denen der Geist des Dichters seine schönen Geburten nährte, bis er selbst im deutschen Land den schönen jungen Gott gebar. Wir haben gesehen, wie unter dem frischen Anhauch das klassische Erbe in eigentümlicher Weise aufgerufen wurde, indem George selbst und die Dichter der Blätter seine Bilder als Sinnbilder des eigenen Erlebens in den Strom der erneuerten Sprache tauchten und an der verwandten Fühlung der Griechen die eigne deutsche zu stärken suchten.

Jetzt nach der Neugeburt des Göttlichen rückten auch die großen Sänger und Preiser des männlichen Minners, des weltschaffenden Eros, Pindar und Platon, Dante und Hölderlin in dichtere Nähe und die vom gleichen Drange Ergriffenen erfaßten jetzt erst ganz das hohe Spiel der geistigen Zeugung im Leiblich-Schönen, der heldischen Geburt aus der schöpferischen Liebe. Das Geheimnis der geistigen Zeugung ist so groß wie das der

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

leiblichen, und ebenso wunderbar wie die Geburt des Genius aus der Paarung schlichter Eltern dünkt uns, daß der Dichter aus seiner Liebe zu einem Geliebten oder einer Geliebten die Gestalt eines göttlichen Wesens, seines irdischen Helden oder seiner himmlischen Verklärten gebiert und ins ewige Wort bannt. Beides sind Geburten ohne Willkür, unberufbar und undurchschaubar. Jedesmal aber wenn an den Wendezeiten ein solcher kommt, der für seine Liebe das lebengestaltende Wort beherrscht und zugleich als Person, als Meister und Freund in lebendigen Leibern und Seelen zu zeugen vermag, sie umschafft und aus Erweckten zu Wiedererweckern wandelt, horchen die ewigen Mächte auf und rücken die großen Geister der Jahrtausende nahe. Denn ein Uranfängliches bricht auf und ein neues Götterantlitz erscheint in der Zeit. Er aber schaut von Gipfel zu Gipfel und ruft die früheren Künder der großen Liebe zu Bürgen seines Tuns und seiner Gesichte an, denn seine Einsamkeit ist groß unter den Menschen, die sich gern vom kleinen Glücke fristen und den erschütternden Blick in die Fülle des Daseins scheuen.

So sehen wir George in der achten und neunten Folge neben die Gedichte Maximins die Sonette Shakespeares neben die ersten Gedichte aus dem „Stern des Bundes" die Gesänge Pindars in der Übertragung Hölderlins und zu gleicher Zeit die erste Sammlung seiner Dante-Stellen veröffentlichen, als bestellte er die drei großen Namen zu Wächtern seines jungen beginnlichen Reiches.

Pindar war ohne Wirkung auf unsere Dichtung in christlicher Zeit, in der der Hymnus nur dem übernatürlichen Gotte, seiner Mutter und den Heiligen erscholl. Der Preis leiblicher Helden und Sieger hatte keinen Sinn für eine Welt, nach deren Glauben der Preis und Lohn für irdische Taten erst im Jenseits lag und nur der unsterblichen Seele galt. Erst mit der inneren Wende und Wiedergeburt wachte auch die Begierde nach Triumph- und Ruhmliedern auf, erschien Pindar wieder und suchten die europäischen Dichter ihn für ihre eigenen Sprachen zu gewinnen, am spätesten die Deutschen, die nach dem Erschlaffen der lateinischen Hymnen der Kirche den Seelengesang im deutsch-protestantischen Kirchenlied weiterschwangen. Erst als Klopstock aus dieser Sphäre den gewaltigen Flug zum weltlichen Gottes- und zugleich Freundeshymnus gewagt, als Winckelmann die Geburt der Heldenleiber aus der Freundesliebe verkündet und mit der größeren augenhaften Fähigkeit zugleich die sprachlichen Mittel sie auszudrücken gefunden hatte, als endlich der junge Goethe mit noch erhabenerem Flügelschwung ihm auf diesen Bahnen gefolgt war, waren geistiger Raum und sprachliche Mittel für einen deutschen Pindar gegeben und neben tüchtigen aber unzulänglichen Versuchen schenkten uns Herder, Wilhelm v. Hum-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

boldt und Friedrich Thiersch ihre schönen Übertragungen der Siegeslieder. Sie waren getragen vom Atem der deutschen Klassik, dem großen Atem des Erwachens schöner frommer Weltlichkeit. Aber wieweit war ihre deutsche Wirklichkeit noch von der Erdenherrlichkeit des Griechen entfernt, welche Abgründe klafften zwischen ihren allegorischen „Göttern Griechenlands" und den allgewaltigen Mächten der Natur, zwischen ihrem humanen Weltbürgertum und den antiken Kräften von Volk und Vaterland, zwischen ihrer fast privaten Freundesliebe und der staatlich-männlichen Zeugung in Knaben und Jünglingen, — Dinge die wir nur als fernen Mythos erfuhren und auch im einzigen Heros der Zeit nicht voll verwirklicht sahen. Einzig in Hölderlins Seele hatten sich die Klüfte geschlossen und rauschte die deutsche Götter- und Freund- und Heldenhymne mit ungebrochenem Siegesjubel aus der Lust seiner Einsamkeit in den Traum seiner Zukunft. Einzig in Hölderlin fanden daher auch Pindars Hymnen, trotz aller Verstöße, die er dem Wortverstande nach beging, den ihnen ebenbürtigen Rhythmus, die unvergleichliche Dichte von Gehalt und Ton, die Einheit von dichterischem Schauer und heldischer Wirklichkeit.

Aber wie seine eignen, so gingen auch seine Pindarhymnen nicht in den Leib unseres Volkes ein und die alles kennende Wissenschaft des 19. Jahrhunderts kannte sie nicht einmal. So ruhten sie in der Verschlossenheit, während das hohe klassische Gut nicht vermehrt sondern verschlissen wurde und wie hundert andere Bereiche auch das der Pindarübertragung in jener Zeit bei wachsenden Erkenntnismitteln ein stetiges Verflachen des dichterischen Wissens, ein immer schlimmeres Verdünnen des heiligen Sinnes, ein völliges Verkennen der großen Haltung des göttlichen Hellenen zeigte. Wer verstand noch was Herder einst von ihm sagte? „Priester der Adrastea! lehrender Bote der Götter, Pindar, wie erquicken deine Gesänge! wie ermuntern und erheben sie den Jüngling! Entrissen fühlt er sich in dir seiner namenlosen trägen Zeit, seinem götter- und heldenleeren Stamm entrissen, unter Jünglinge versetzt die ein Vaterland, die Gefühle der Ehre hatten, die auf der Bahn seines großen, ja göttlichen Ruhms nach dem Muster großer Vorbilder oder Vorfahren Körper und Geist tonmäßig zusammen übten. In dir sieht er ihre schönen Glieder, hört ihre hohen Gesinnungen von dir, edler Herold, die du ihm bald als einen güldenen Becher voll stärkenden Weins, bald als eine heilsame obgleich bittere Arzenei darreichst. Dem Müden wird deine Lehre ein erquickendes Bad, da er in deinen Geschichten zwischen Bildsäulen und Bildern wie in einem Königspalast wohnt. Und am Ende der Laufbahn stehen immer Herkulessäulen mit der Aufschrift: ‚Bis hierher! Strebe nicht weiter!' Ungemein fern sind die von Pindars wahrem Geiste und seiner tiefen Einsicht, die ihn, nachahmend

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

oder erklärend, für einen unbesonnenen Stürmer, für einen trunkenen tollen Schwärmer halten. Sein Gang ist fest und kühn, der Plan seiner Oden ist Gebäuden gleich so tief und groß angelegt, seine Bilder sind so erlesen, die Pfeile seines Gesanges treffen so kühn, daß wie schon Horaz aus eigener Erfahrung meldet, diesem Dädalus nachzufliegen ein Wagstück sein möchte. Ihn hebt und treibt Himmelsluft und in ihr sein eigener, nicht stürmischer aber starker und erhabener Geist. — Pindar als ein Held des Gesanges, weckt und führt zum Ruhm, er singt Griechen, die von Helden und Göttern entsproßt waren, er bildet und schafft Helden."

Unter dieser Sicht taucht er im Kreis der Blätter mit den Hölderlinschen Übertragungen wieder auf, von denen der junge Norbert v. Hellingrath im Jahre 1910 die erste Ausgabe im Verlag der Blätter besorgte, und George, der Meister im Liede der Freundschaft und des Heldentums, der Ahnenfurcht und des Gottespreises kündete mit der Berufung des Doppelgestirns Pindar—Hölderlin den neuen kommenden Hymnensang der Deutschen an. Wo kaum noch die Schatten der großen Namen standen, hat er sie wieder mit Leben erfüllt und von seinem Blute trinken lassen, daß sie leibhaft unter uns traten und die Glut der Jugend sich an ihnen entzünden konnte. Wie der Mensch sich sieht, so sieht er die Welt: mit dem Zerfall des antiken Heroenbildes stürzte der gestaltige Kosmos, mit der Auflösung des christlichen Heiligenbildes der Himmel der Seele ein, und was in den Werken dieser hochzeitlichen Alter an ewigem Menschtum verfangen ist, versinkt in leere Vergessenheit oder verblaßt zu schalem Wissensstoff, wenn nicht ein neues Feuer in den Herzen angefacht wird, das es begeistert ergreift und wieder in den Kreislauf des lebendigen Blutes überführt.

Dante war gewiß nicht so verschollen wie Pindar, aber er war vielleicht noch weniger als wirkende Gewalt im deutschen Geiste lebendig als dieser und die brennenden Atome seiner unauslöschlichen Gedanken, um an ein Wort Shelleys zu erinnern, lagen noch verdeckt in den Aschen ihrer Geburt, schwanger mit einem Blitze, der noch keinen Leiter gefunden hatte. Denn wen berührte das adlige Manntum des Florentiners, wen stachelte seine unerbittliche Strenge, wen berauschte sein licht- und raumbezwingender Schöpferstolz? Ein Halbjahrtausend waren wir an ihm vorübergegangen. Unsern Aufklärern im 18. Jahrhundert war schon sein Stoff zu abergläubig und finster gewesen, unsere Erneuerer und humanen Klassiker scheuten zurück vor dem straffen staatlichen Weltbau seiner Katholizität und mieden die dunkle Furchtbarkeit der christlichen Unterwelt mit demselben Schauder wie den Tod- und Leidensgrund der Antike. Noch Goethe stand, zwar ehrfürchtig vor der großen „Natur" des Florentiners aber fremd vor der „abschreckenden Großheit" und den undurchdringlichen Finsternis-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

sen seines Werkes. Die Romantiker freilich erspürten gerade hier ein ihnen Verwandtes, tauchten mit süchtiger Neugier in die Qualen der Hölle ein und gaben diesem Bereich in A. W. Schlegel den ersten dichterischen Übersetzer. Aber das Chaotisch-Aufgewühlte und Gegenweltliche, das sie als Wesentliches anzog, war nur ein fest und willkürlos in das große Rund des Danteschen Reiches eingeordneter Teil und gerade die sichtbare Gesetzlichkeit, die unerbittliche Strenge und südliche Leiblichkeit seines Baues und die Leidenschaftlichkeit seines Staatsgefühls blieben ihnen fremd und unerreichbar. So weckten sie zwar den Anteil der Deutschen an Dante, der im 19. Jahrhundert von Gelehrten und Schriftstellern mit Eifer erforscht und mit liebendem Ernst übertragen, aber nicht als geistiges Gut für unsere Dichtung gewonnen wurde. Erst der ebenbürtige Dichter, der noch aus dem bewahrenden Schoße der katholischen Kirche kam und zugleich das weltliche Erbe der Dichter, Denker und Täter dieses Halbjahrtausends in sich trug, konnte die undurchdringliche Einheit der Dantesken Kräfte, die plastische Gestalten- und Gebärdenschöpfung bei höchster zartester Durchgeistigung ganz erfassen, erst der selbst seiner Muttersprache neues Feuer und neue Formen gab und wie jener aus den Barbarismen sie aus Verwahrlosung und Verwilderung zum meisterlichen Werkzeug läuterte, konnte die Glut und Dichte des fernen Schöpfers spüren, erst der einsam mit seinen fordernden Gesichten mit dem gleichen unerbittlichen Willen im Verehren und Verwerten vor einer Widerwelt von größerer Wirrnis, wilderer Zersplitterung als der Dantes stand und aus den tiefsten Schatten in die Helle funkelnden Lichtes stieg, konnte den hohen Ton der göttlichen Komödie ganz umgreifen und die Vermählung zweier Zungen von solcher Ferne und Fremdheit wagen. So sehen wir im TEPPICH DES LEBENS, dem Raum des strengsten dichterischen Baues, den Namen des großen Florentiners zuerst erscheinen und seit der Jahrhundertwende Georges Übertragungen wachsen, die zunächst nur umfaßten, was seine Seele am innigsten aus dem Riesenwerke berührt hatte: die Erscheinung des Dichters als des Leidenden und Liebenden unter Dichtern, Gefährten und Führern, die strahlenden Gesichte des irdischen Paradieses und der lichtflutenden Himmelsrose. In „Dante und das Zeitgedicht" spiegeln diese Sinnbilder Dantes das eigene Ja und Nein Georges zum Welt- und Zeitgeschehen wider und seherisch ist schon das Kommende in die Gleichläufigkeit ihrer Schicksale einbezogen. George teilte mit der Gleichheit des geistigen Schicksals und Ranges zugleich die verwandte sprachliche Formkraft mit Dante: die vom Katholizismus genährte hieratische Strenge, die klare bis auf den Grund ehrliche Eindeutigkeit der Bilder, die geschlossene Gesetzmäßigkeit im einzelnen wie gesamten Aufbau, die südliche Helligkeit und leibhafte Dichte, die un-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

zersetzte Sicherheit des heldischen Antriebs und die mitreißende Gewalt des seherischen Fluges. So war er durch Rang wie Verwandtschaft und durch die Schicksalsstunde, in der mitaufkeimte, was Dante an ewigen menschlichen Werten ausgesät hatte, der berufene Verdeutscher Dantes. Er hat durch mehrere Jahrzehnte, soweit das eigne schöpferische Tun ihm Raum ließ, sein großes Können und seine unbeugsame Beharrlichkeit an die Übertragung der Gesänge gesetzt, die ihm für uns die lebennächsten deuchten. Er dachte nie, wie es im Vorwort der ersten öffentlichen Ausgabe (1912) heißt „an einen vollständigen Umguß der Göttlichen Komödie: dazu hält er ein menschliches Wirkungsleben kaum für ausreichend". Was er aber fruchtbar zu machen glaubte, ist „das Dichterische, Ton, Bewegung, Gestalt: alles wodurch Dante für jedes in Betracht kommende Volk (mithin auch für uns) am Anfang aller neuen Dichtung steht". Daß hier ein Meister sich im andern bekennt und mit jedem Wort der verwandten menschlichen Haltung Ausdruck geben will, läßt die Übertragungen als eine verjüngte Schöpfung erscheinen, in der die Nähe der sprachlichen Fügung zugleich eine menschliche Nähe bedeutet. Darum sind Wort und Gebäude so neu, weil sie im alten Meister die Lebensführung des gegenwärtigen mitverdeutlichen und jede Wucht und Biegung der alten Sprache von heutigem Leben erfüllt worden ist. George übernahm die Terzine mit allen Schwierigkeiten in ihrem schweren Fluß und vollen Wohllaut, behielt das Satzgefüge in seiner strengen Bauart und rhythmischen Gliederung bis in jede herbe Wendung bei, gab dem Vers die gleiche Dichte des Sinngehaltes ohne Füllsel und matte Aushilfen, den Bildern die gleiche Linienreinheit und räumlich klare Tiefe, der Haltung und Bewegung der Gestalten dieselbe adlig sichere Wucht und ruhige Vornehmheit und jenen Menschenstolz, der auch im Grauen der Verdammnis und im Glück der Seligkeit seiner Würde nichts vergibt. Es ist ein neugeborener Dante, dessen eherne und erhabene Sprache durch George in die deutsche Sprache eingegangen ist und sie in Ton und Fließung mit einer ruhigen königlichen Harmonie erfüllt hat, die bisher unserem Mutterlaute unerreichbar schien.

Am wenigsten von den großen Bürgen war Shakespeare dem deutschen Geiste fremd geblieben. Es bedarf, vor allem nach den Werken Gundolfs, keines Wortes darüber, wie tief sein Wesen seit beinah zwei Jahrhunderten auf uns wirkte und mit jedem Wechsel unserer geistigen Lage sich neue Kraftströme aus der unerschöpflichen Welt seiner Dramen in unsere Seelen ergossen. Indem die Romantik Shakespeare durch die Schlegelschen Übersetzungen als ein sprachliches Gesamt das heißt als geistige Einheit für die Deutschen wiedergebar, hatte sie, hierin die Erbin Goethes, sich selbst überwunden und den grenzenlos-schweifenden, märchenhaft-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

flutenden Seelenzauber, den sie in Shakespeare liebte, in eine feste weiterwirkende Gestalt gebannt und einem Jahrhundert deutscher Dramenerzeugung und Shakespeareforschung den Weg bereitet. Diese Nachfolge Shakespeares teilte am Ende des Jahrhunderts das Los der Klassik und Romantik im Epigonentum und Naturalismus und gerade vom sprachgewordenen Feuer seines Geistes ging auf dem Theater auch der letzte Funke verloren: seine Dichtersprache wurde vom Schauspieler verfratzt und verzerrt und blieb auch im aufgeschmückten Rahmenapparat nach der Jahrhundertwende bis zur Unkenntlichkeit verstümmelt. Kunstschulung und Wissenschaft vergaßen trotz Nietzsches erschütternden Sichten in die leidenschaftliche Tiefe des „Renaissancemenschen" Shakespeare vor den technischen Fragen der dramatischen Gestaltung das dichterische Gebilde und den Dichter. Er wurde erst wieder sichtbar an dem neuen Weltbilde das George schuf, und gerade im Mittelpunkt seines Dichtertums. In einem war Shakespeare dem ganzen Jahrhundert ebenso fremd und unerlebbar wie Dante geblieben: dort wo er nicht der Dramatiker, der Türmer großer Schicksalsbauten, der Schürzer feinster Seelenknoten, sondern der einmalige leidenschaftliche Mensch in der unmittelbaren Äußerung seiner selbst, der Herr seiner drängenden fordernden Bildnertriebe, der Sprachgewaltige ist, der aus dem Wahnsinn seines Herzens zu uns spricht: in den Sonetten.

Gewiß sie waren ein dutzendmal und zuweilen von tüchtigen Männern übertragen worden, aber sie blieben unserem Geiste tot, weil weder Not noch Rausch den Übersetzern das verschlossene Reich dieser Dichtung öffnete. Sie hatten auch den Anteil unserer Wissenschaft erweckt, aber die Gelehrten waren verlegen um diese Selbstbekenntnisse der männlichen Liebe herumgeschlichen und man denkt beim Lesen ihrer Schriften an das helle Gelächter der Genossen von Platons Gastmahl, Lorenzos Akademie und Goethes Runde, wenn diese Geister im Elysium von den Hütern und Richtern Shakespearescher Sitte hören mochten. Und wenn jenen Geschlechtern der Gehalt der Sonette schon fremd war, wieviel fremder mußte ihnen ihre bis zur Haut gespannte und doch nie gesprengte Form sein: diese dunkelste Leidenschaft bei hellstem Wissen von ihr, dieses drängende Werben bei zurückhaltender Vornehmheit, diese gänzlich unromantische und kühle Sachlichkeit bei einem alles durchglühenden feurigen Kern! George hat diese herbe Hoheit, diese innigste Verschmelzung von Süd und Nord als die unmittelbarste Offenbarung des britischen Genius ergriffen und dieses dem Deutschen bisher unzugängliche Gebiet mit dem Erobererwillen seiner Herrschernatur in sein dichterisches Reich gezwungen. Er hat uns wieder das Mitschwingen im verhaltenen Sturmwind

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

der Shakespeareschen Maße und Klänge gegeben, indem er den Briten in seinem innersten Herd, im Gedicht erstehen und Williams Stern erglühen ließ, wo seine Glut am reinsten brannte: im Bild und Ton und Fluß der Verse, den einzigen Trägern auch von Handlung Schicksal und Charakter. So wenig in den Danteschen Terzinen die weiblichen hat er hier bei der Übertragung der Sonette die harten männlichen Reime gemieden, er hat die überhelle Begrifflichkeit der Bilder nicht verschleiert, die drohenden Schroffen und eckigen Härten nicht geglättet und das unberührbar zarte geheimnisvolle Innere dieser Gedichte nicht verdeutlicht, sondern alle einzelnen spröden Schönheiten mit einem beherrschenden Gesamtton durchhaucht, in dem sich unlösbar sein Atem mit dem Shakespeares mischt. George muß, um die einfache bildnerische Körperlichkeit Dantes zu umgreifen den südlichen deutenden Blick auf die Dinge, und zugleich um das Wechselspiel sich kreuzender Gedankenpole bei Shakespeare zu fassen, den nördlichen erschließenden Blick für die Bezüge der Dinge haben.

Es mag wahr sein, was Albert Verwey in der „Beweging" des folgenden Jahres schrieb: „Er der einen Dante und einen Shakespeare übersetzte, zeigt sich gegenüber dem nordischen Dichter als der feine begreifende stilvolle Künstler, aber ist beseelt durch den Südländer dessen anmutiger Sohn. Nicht der bei aller Verhaltenheit überschwengliche Geist Shakespeares sondern die auch in ihrer heftigsten Kraftäußerung verhaltene Seele Dantes ist ihm verwandt" (Proza X). Aber diese Spannung zwischen liebender Verwandtschaft und verwandter Gegnerschaft erhöht das Wagnis Georges nur, diese fernen gewaltigen Gipfel seinem sprachlichen Reiche einzuverleiben und durch Hölderlin den noch ferneren Pindars einzubeschließen. In einem, von dem unsere Betrachtung den Ausgang nahm, fühlte er sich den Dreien gleich verwandt und gleich vertraut: im Wissen um den Ursprung aller hohen Dichtung, der heldischen Pindars, der heiligen Dantes, der weltlichen Shakespeares aus dem Quell der schöpferischen und gestaltenzeugenden Liebe. Dem Hellenen durchblühte der Gott das ganze Weltall der schönen Leiber, er sah ihn erglühen an Kämpfern und Siegern und sich immer neu erschaffen in den Ebenbildern der Edlen: den herrlichen Geschöpfen einer Jugend, in der sich die Anmut des Blühens mit der Tatkraft kriegerischer Artung paarte und so das Bild des Gottes selbst erschien. Für Dante ist die Dichtung selbst ein Hauch der Liebe, sie hat den Jugendlichen durch die Schönheit so erschüttert, daß er aus dieser Erschütterung den neuen süßen Stil gebar, daß die gewaltigen Bauten seiner göttlichen Komödie noch diesem gleichen Grund entstammen, daß ihm die ganze Ordnung der Welten vom Naturhaften bis zur geistigen Gnade nur ein Werk der Liebe ist. Sie ist das

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

alldurchwaltende Wunder, eines Wesens mit dem Lichte und unsäglich schön. Wenn sie für ihn nicht an die irdisch ergreifbare Gestalt gebunden bleibt sondern zugleich ihr ewiges Urbild jenseits aller Ergreifbarkeit und Faßbarkeit bedeutet, so wird sie seinen Augen dennoch sichtbar bis ins höchste Licht und er spiegelt im letzten Blick sein Menschenantlitz in dem ebenbildlichen Menschenantlitz Gottes, das Rätsel der Gottmenschlichkeit in beider Liebeseinung lösend. Dagegen ist Shakespeares Eros wieder Flamme, die nur in greifbar leiblicher Erdenschöne lebt. Das geborene Wunder der Schöpfung umfängt ihm das ganze Geheimnis des Seins und die jugendlich schöne Wohlgestalt des Freundes schließt ihm alle Weltenschöne ein. In der barocken Begrifflichkeit seiner Dichtersprache, dem christlich-scholastischen Erbe seiner Zeit, ist noch der Schatten eines erloschenen Jenseits verfangen und die düstere Flamme seiner Leidenschaft brennt in der Weltnacht ohne Sterne, aber tief ins Herz der Erde hinab. Wie der Minner Dante mit der Sicht auf die Fülle ewiger Schönheit noch an Platon rührt, so rührt der Minner Shakespeare mit dem Blick auf die Einzigkeit eines irdisch Schönen wieder an Pindar und vom neuerhellten Rund schaute der deutsche Dichter auf die Künder der göttlichen Liebe, neigte sich ihnen in der Ehrfurcht seines Herzens und rief sie als Hüter und Helfer an. Wenn Klages in seinem George-Buche der deutschen Muse zum Vorwurf gemacht hatte: „Weder die wolkenumrauschende Begeisterung des Pindaros noch die kristallharte Durchsichtigkeit Dantes noch die tränenlose Wahrhaftigkeit des männlichen Shakespeare sind je bei ihr heimisch gewesen", so war dies ein Jahrzehnt später schon durch George für die Dichtergemeinde der Blätter gegenstandslos geworden und ist es heute für einen weiteren Kreis von deutschen Menschen.

5. KAPITEL: DIE FOLGER UND DAS NEUE WIRKEN

WIR haben bisher nur einen Teil dessen zu erfassen versucht, was die Spannungen des Georgeschen Geistes nach der göttlichen Weihe des Irdischen im neuen Lebensraume an Kräften auslösten und können auch im folgenden nur ein Weniges von dem sichtbar machen, was Jahrhunderte der Gestaltung nicht erschöpfen noch umgreifen werden. Aber aus dem Erzählten wird man schließen können, welche geistigen Massen es zu bewältigen und welche tiefen Sichten es für die zu durchwandern galt, die ihr Verlangen nach dem Ewigen in diesem sterblichen Menschen

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

und den unendlichen Gehalt der Welt in dieser endlichen Gestalt erfüllt, die in ihm den einzigen und unersetzbaren Meister sahen, der die Dinge und Werte verwandelte und mit dessen Atem sich zu füllen von nun an die wesentliche und höchste Aufgabe ihres Daseins war. Was lag ihnen in jenen Jahren an Früchten des bürgerlichen Lebens! Sie achteten es nicht viel und meist genügte die linke Hand und weniger um zu leisten, was zu Beruf und Broterwerb gefordert wurde — oder ein kräftiger Sprung holte später das Versäumte nach. Die Feste, in denen früher auch ein weiterer Umkreis zugezogen wurde, verschwanden bald, die kleine Schar rückte dichter zusammen und was jeder tat, war gemeinsames Ringen mit den neuen Göttern der Erde. Wem die Gedichte früher die lebenerhöhenden Freuden seiner Feierstunden waren, lernte nun wie tief er alle Sinne läutern müsse, um den Ernst ihrer Schönheit ganz zu fassen, wem sie früher die Berechtigung einer stillen Einsamkeit fern von Kampf und Störung gaben, lernte nun wie hart er alle Kräfte stählen müsse, um im Schicksalssturm der Welterneuerung zu bestehen, wem früher aus einer besonderen Vorliebe die Wahl zwischen diesen und jenen Gedichten offen zu stehen schien, mußte nun erst lernen, daß ein verpflichtendes Ganzes in ihnen allen lag, vor dem sich ein wählerisches Schmecken verbot.

Diesen Vorgang, der uns schon bei der Betrachtung der Gedichte in der achten und neunten Folge sichtbar wurde, zeigen auch die Proseaussagen der älteren und jüngeren Folger hier wie in weiteren Arbeiten, die sich nun auf allen Gebieten zu regen begannen gemäß dem Gesetz des erschlossenen und zu durchdringenden Weltstoffes und des Kampfes gegen die Zeit.

So sah Wolfskehl „Das neue Los“ noch vom Schrecken derer aus, die dem Abgrund entstiegen waren: „wir noch siech von den Wunden des Absturzes, noch bleich von den giftigen Dünsten der Tiefe, die Lippe noch dürr, die sträubte, aus der brackigen Jauche sich zu netzen: wir die wir uns verloren glaubten, weil wir die Kraft hatten und doch nicht Sieger wurden: wir endlich zur Wandlung erhöht und rein geworden durch die Weihe des eindringlichsten des ausgegossensten Opfers, wir müssen nun das Geheimnis des leiblichen Wortes beschützend, den wahrhaftigen Sinn wahrend um die Seele derer sorgen, die sich erfüllen sollen aus dem Wunder, aus sich“. Ihm dem Kenner so vieler Wenden und Wanderungen des Menschengeschlechts schienen alle ehemals möglichen Wege der Erneuerung verweht und versperrt. An dieser furchtbarsten aller Wenden gab es keine erleuchteten Sendboten, keine vorbildlichen Blutzeugen, keine sühnenden Priester, keine Bilder und Wandlungen mehr, unter denen die Götter und Göttlichen einst Einzug hielten. Jetzt helfe

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

nur, das Geheimnis zu hüten, nie wankende Wächter des Wunders zu sein und in der letzten Not selbst das Wunder zu werden: „Die Herren der Erneuerung finden keinen Weg mehr zu uns. Wir finden keine Straße mehr die auf den Berg führt. Die Straßen sind verweht. Der Berg ist versunken. Das Reich ist tot. So muß das Leben sich selber schaffen, sein eigen Bild zu werden, Kern werden, der die Schale in sich hält. So müssen wir uns zeugend uns gebären. Uns erfüllen in uns. Uns erneuen durch uns. So sind wir und nichts außer uns. So müssen wir still sein in der Stille der letzten Nacht, daß wir das Dröhnen seien des ersten Tages". (9. F.) Es war die Antwort und ist es heute noch auf die schwere Frage, wie aus dem Schoß einer ausgeraubten Erde, einer bis in die letzten Hütten mechanisierten Gesellschaft, eines bis in die letzten Winkel aufgehellten zweifelnden und sich selbst zersetzenden Geistes noch eine neue Menschenwelt geboren werden könnte, ohne Trug und Wahn und ohne Schamröte auf der Stirn von klaren selbstbewußten Menschen. Denn in diesem letzten auch nur ein Schatten der Lüge über den Seelen derer die solches von sich aussagten, mochten sie sonst zu ihren Taten und Leidenschaften stehen oder fallen wie das Schicksal wollte, mußte ihr Dasein häßlich und sinnlos machen.

Von diesem Punkte aus drang Gundolf in seinen Darlegungen über „Gefolgschaft und Jüngertum" und „Formen der Lüge" in die neuen Fragebereiche ein und suchte die verantwortliche Haltung vor dem Umbildner und Umwandler der Seele zu scheiden vor der unverantwortlichen derer, die zwar sein Werk unangreifbar lassen aber sich seiner verpflichtenden Wirkung entziehen: „Wer aber das Zeichen erkannt hat unter dem er kommt, muß ihn vernichten oder ist ihm verfallen", muß Feind oder Folger sein. Jede andere Haltung endet in verlogenes Anerkennen oder feiges Ausweichen, in geschmäcklerisches Spiel oder eitle Eigenbrötelei. In einer Zeit wo nichts mißtrauischer gedeutet wurde als rückhaltlose Hingabe und zugleich das kostenlose Spielen mit unbürgerlicher Einzelung und weichlichem Schönheitskult schon Mode wurde, bedurfte es auch für die Jugend einer klaren Sonderung zwischen geckenhaften Nachahmern, wortgläubigen Eiferern und denen, die sich Jünger und Folger nennen dürfen, weil ihrer Liebe Person und Sache im Meister eines ist, die seine Gebärden und Bilder nicht nachahmen und seine erstarrten Züge aufstellen, sondern „sein Blut und seinen Hauch, sein Licht und seine Wärme, seine Musik und seine Bewegung in ihr Dasein aufnehmen und weitergeben in die noch starre oder leere Welt .... Spuren und Samen und Strahlen seiner Kraft". Sie legen nach Gundolfs Worten keinen Wert darauf „Persönlichkeit" zu sein und freuen sich, wenn die Notwendigkeit

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

es fordert, Brennstoff zu sein für die höhere Flamme: „Sie sollen wissen, daß sie nur Stoff und Mittel sind und sollen wieder opfern lernen. Verlacht man sie aber um ihrer Wenigkeit willen: so können sie des obersten Sinnbildes sich erinnern: von Christi Jüngern war keiner ein Genius und außer Judas keiner im heutigen Sinne eine Persönlichkeit, aber weil sie — arme Fischer — treu und voll Dienst, Glaube und Liebe waren, sind sie in sich selbst erfüllter und fruchtbarer in der Welt geworden, als all die so viel begabteren Sophisten der Juden und Heiden, und noch heute rinnt ihr Blut mit in der großen Liebesquelle".

Diese Gewißheit der Liebe kannte keinen Zweifel mehr, weil ihr in Wesen und Werk des Meisters der heilige Sinn des Lebens aufgegangen war und sie in ihm das Sein und das Tun nicht mehr schied, sondern das Ganze wie das Einzelne, sein Unbedingtes wie sein Bedingtes mit der gleichen Ehrfurcht umfaßte als die einmalige in dieser Schicksalsstunde von den ewigen Mächten gesandte Erscheinung, der genug zu tun, man alle tätigen Tugenden anzuspannen, derer nicht unwürdig zu sein, man alle entsagenden Kräfte aufzurufen habe.

Als königlichen Priester und sprachlichen Verwirklicher eines noch verborgenen religiösen Weltzustandes, als geheimnisbeladenen Seher und ersten Verkörperer eines neuen Weltbildes hatten die früheren Gefährten George schon im ersten Jahrzehnt seines Wirkens gesehen und genannt. Diese Namen schwangen noch in einem seelischen Innen- oder mystischen Allraum, in dem der Dichter Sinnbild großer Menschenart oder Zeichen kosmischer Erschütterungen, ja wie bei Klages fast nebensächliches Medium der Allkräfte war. Seitdem aber waren seine Kräfte noch dichter durch die Gegenwart der Dinge gewachsen, hatten das ganze Erdreich im Wachstum mit heraufgehoben: seine Eigenraum verlangende Macht war für den ganzen Kreis des Sichtbaren aufgestanden und ein Herrscher durchquerte die Zeit.

So sah ihn Wolters in seinen Gedichten und in „Herrschaft und Dienst". Er sah ihn als Stifter eines geistigen Reiches, dessen Verwirklichung im gesamten Werke Georges schon gegeben, dessen Herrscher der Meister selber war und dessen lebendige Räume und Zeiten, Leiber und Dinge ergreifende Bewegung im dienenden Verhältnis der Folger zur Person, das heißt im mitschöpferischen Verhältnis zum Werke des Herrschers lag. Das allen Gedichten und Handlungen, Worten und Gebärden, ja noch seinen Leiden und Gefährdungen gemeinsame geistige Tätertum Georges, das als stumme Gewalt in seinen sprachlichen Gebilden glühte und den unerhörten dichterischen und menschlichen Siegeszug kaum zweier Jahrzehnte vorwärts getragen hatte, seine zwingende Macht, mit der er durch

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

das ganze ungeheuere Eisengefüge einer scheinbar undurchdringlichen und unangreifbaren Gegenwelt mit kaum zur Abwehr erhobenem Finger und offener verächtlicher Geringschätzung hindurchging, und zuletzt die überwältigende bindende Liebeskraft seines Herzens, das Ehrfurcht Dienst und Opfermut nicht forderte sondern erweckte, weil er selbst das höchste Vorbild dieser Verhaltungen der Seele gab und war — dieses ganze strömende Durchdrungensein von Tatkraft und Schaukraft, von Kampffreude und Bildnerwille, von Zeugungslust und Empfängnisstille war nicht bildlich sondern wirklich die neue geistige Herrschaft. Das war das Reich nicht als innerer Traum noch als kosmischer Rausch, sondern als gegenwärtige Gegebenheit, als mensch- und volkumformende Gemeinschaft derer die George und seinem Gott dienten.

Das junge Geschlecht, das bisher den Staat fast als einen dem geistigen Leben feindlichen Bereich betrachtet oder als abgestorbenes Gehäuse aus seinem Denken ausgeschieden hatte, lernte ihn nun in dieser Form als eine aus der Dichtung geborene ewige menschliche Notwendigkeit kennen, in der das gleiche Gesetz, das im Weltganzen die bewegten Mannigfaltigkeiten zur ruhenden Einheit bindet, die herrschenden und dienenden Kräfte aufeinander bezieht und zu einer leiblich-geistigen Ganzheit einigt: es lernte staatlich denken und handeln, weil Herrschaft nicht mehr rohe stoffliche Macht sondern Befruchtung durch den Quell der höchsten schöpferischen Liebe, der Dienst nicht mehr plumpe Pflicht und toter Zwang sondern Empfängnis im Ebenbürtigen und das Aufblühen des einzelnen in der höheren Macht des Ganzen war. „Der Herrscher umgreift die weitesten Forderungen des Dienstes, und weil er sie selbst in einer schrankenlosen Hingabe erfüllt, fordert er sie seiner Natur nach von allem, was in den Bann seines Reiches tritt, als notwendigen Ausgleich der ihm verliehenen Kräfte, ja gleichsam als Raum für den Kreislauf seiner strömenden Gewalten. Denn die Selbsthingabe ist kein Verlust der Eigenkräfte, wie uns die Toren glauben machen wollen, sondern das notwendige Öffnen der empfänglichen Kraft der Seele, das Berührtwerden der innersten Keimzelle und das Erlöstwerden aus dem toten Kerker der kleinsten geistigen Unteilbarkeit, des individuum infecundum. Nur das rückhaltlose Opfer des eigenen Wesens an die höhere Wesenheit macht frei, nur die reinste Aufnahme der Herrschaft weckt das Gebundene. — — Wie der Herrscher sein Verhältnis zum Weltgrunde als Kult erfaßt, so hat der Dienende sein Verhältnis zum Herrschaftsgrunde als Kult erfaßt und da er so sein Einzelwesen in einen gültigen Kreis des Daseins beschlossen, seinen Geist in die nährende Atmosphäre gerückt hat, durch die er am Atem des Ewigen teilnimmt, formt sich sein Inneres in Werk

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

und Zucht, in Tat und Gebärde durch das geheime Gesetz des Gegensatzes in den Grenzen seines Selbst nach dem Bilde der Herrschaft, und keine Kraft entfaltet sich am Eigenwuchse, die nicht mit dem Drang des großen Willens getränkt, kein Licht erschließt sich im Mittelgrunde, das nicht willig in seine offene Empfängnis strahlte".

Da so das eine Tun edel, das eine Reich schön, das eine Zeichen gültig wurde, trat alles Widerstrebende sei es durch Stumpfheit oder Widerwilligkeit, Starre oder Welke um so schroffer als das Andre, Gegnerische und Lebenfeindliche vor Augen und was ein Ungenannter in der neunten Folge „Über das Feststehende und die Denkformen" schrieb, ging von dem allen gemeinsamen Grundsatz aus, daß unser Denken dem Wirrsal der Zeit nicht durch Stellung und Lösung immer verwickelterer Fragen entrinnen, sondern nur am Unverbrüchlich-Feststehenden derart gesunden könne, daß es gewisse Dinge nicht mehr einzubeziehen wünscht noch vermag. Daß das Göttliche im Menschen die Gewährleistung für den Bestand des Menschtums ist und alles Fruchtbare des Menschen aus der Pflege dieses Göttlichen kommt, daß der Schöpfer es immer neu gebären und die in der großen Masse verglimmenden Funken immer neu entfachen muß, wenn das Göttliche außer dem Menschen als bloße Denkform oder starres Götzenbild erlischt, daß es schwerer ist die sternenweite Erhebung eines solchen Schöpfers über die stumpfe Menschheit zu begreifen als seine Erklärung zum Sohne Gottes, ja zum Gotte selbst — das stand dem neuen Denken fester als alle Hexereien eines noch versteckten Okkultismus oder alle Errungenschaften einer öffentlichen Sachwissenschaft, die ob sie einen Tisch oder ein Schiff fliegen machen nur verschiedene Kräfte zu ganz demselben Zweck benutzten. Wer wollte zweifeln, daß die Menschheit ihre Kräfte in solcher Richtung zu noch weit staunenswerteren Fertigkeiten entwickeln könnte, wenn sie willens ist dafür auf die Hervorbringung schöpferischer Geister zu verzichten, wie die letzten Jahrtausende sie gezeitigt haben. „Es gibt aber eine Welt", so schloß diese Betrachtung, „für die es gleichgültig ist, ob ein Schiff fliegt oder ein Tisch fliegt. Gegenüber diesen unbedeutenderen Fragen tut sich die große Frage auf: Stehen wir vorm Untergang des bis heute gültigen Menschtums, des tragischen, des heldisch gehobenen Menschtums?"

Damit war der äußerste Gegensatz aufgerufen zwischen der „toten und lebenden Gegenwart", zwischen „dieser und jener Welt", wie auch die einleitenden Merksprüche der neunten Folge ihn bezeichneten: hier der glühende Lebenskern, der jahrzehntelang vielleicht ein Jahrhundert lang im Schoße des geheimen Deutschland davor gesichert sein muß ein Gegenstand für das allgemeine Warenhaus des öffentlichen Deutschland zu

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

werden — dort die gegensätzliche Welt von der kein Weg zurückführt, wie die „Blätter" sagten: Denn „sie ist in sich vollkommen geordnet und folgerichtig: nur daß sie ohne innere Wurzeln ist und den Überschuß der früheren Zeiten schmarotzerhaft benutzt solang es eben reicht. Sie ist ganz maschinell ganz schemenhaft ganz spiegelnd und unfähig ein eignes Leben zu erzeugen. Späteren Geschlechtern wird es Staunen erwecken wie man in diesem Zeitalter der Allbildung, Allaufklärung und Allfertigkeit oben und unten, rechts und links, hüben und drüben glaubte wirtschaften zu können mit Vernachlässigung der ersten Lebensgesetze".

Aus dieser Einstellung ging das „Jahrbuch für die geistige Bewegung" hervor, das Gundolf und Wolters in den Jahren 1910—12 im Verlag der Blätter herausgaben und das mit einem Schlage auch die Meinungen des Dichterkreises über Mensch und Welt mitten in die widerwillig aufhorchende deutsche Öffentlichkeit stellte. Es ging hervor aus dem Willen zum offenen Bekennertum und aus dem gesunden Haß einer streitbaren Schar von jungen Männern gegen alles was ihrem Glauben Raum und Atem nahm. Sie ließen keinen Zweifel, von wem sie kamen und wem sie dankten was sie waren und hatten: die alles durchdringende Verehrung zu George als dem Gründer und Herrscher ihrer Welt war die ruhende Mitte der geistigen Bewegung, der kampffrohe männliche Wille, der in die Welt erweitern wollte, was er als Bestes im Innern empfangen hatte, ihr wirkender Umkreis. Daraus ergaben sich alle Bejahungen und Verneinungen der Mitarbeiter und da die gemeinsame Mitte aus der ihre Anschauung der Dinge stammte, nicht ein Vereinzeltes Fachliches sondern ein neues Lebensganzes war, so betrafen auch ihre bejahenden und verneinenden Wertungen die ganze Tiefe und Breite der menschlichen Lebensbereiche, wie sie Geschichte und Gegenwart jedem unter dem besonderen Blickpunkt seines Wissens und Könnens zeigte. Sie alle ob aus Beruf oder Neigung besondere Kenner der Literatur oder des Staates, der Philosophie, der Presse oder des Theaters, der Baukunst oder der Wirtschaft durchglühte das ursprüngliche Erlebnis des großen Menschen als der höchsten Form, unter der wir das Göttliche erleben, des großen Menschen, der kraft der Wurzeltiefe seines Wesens eine höhere Macht in sich trägt, die Herzen zu wandeln, die Seelen umzubilden und die Welt aus seinem Geiste zu erneuern. Aus diesem Grunderlebnis ergriffen die einen die großen Schöpfer der Geschichte, die andern ihre herrlichen Werke neu, sah der das Wesen, der die Gestalt und der die Schau als göttlichen Ausdruck höchsten Menschentums, und legte jeder Zeugnis davon ab, daß ihm im Handeln, Wirken und Schauen der Menschen wieder ein Ewiges, Schönes, Unfaßbar-Hehres aufgegangen war, für das

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

es zu leben und zu streiten, zu leiden und zu opfern lohnte. Was sie von dort aus freudig bewegte, wurde Gegenstand ihrer Liebe, was sie darin aber hemmte und störte, Gegenstand ihres Abscheus, ihres Spottes und ihres Angriffs: denn sie verfochten das höhere gegen das schlechtere Recht.

So wurde das „Jahrbuch" in dem nicht mehr vermeidbaren Geisterkampf um die Erneuerung des Menschenbildes eine offene Kriegserklärung an die Gegenwart nein härter noch: ihre Nichtigkeitserklärung als menschenzerlösender Verderberin mit ihrem flachen Fortschrittswahn, ihrem satten Vollkommenheitsglauben, ihrem Massengaukel und ihrer alles zersetzenden Analyse und Ratio. Man hat gesagt, daß seit Schopenhauer und Nietzsche schon manche auf diesem Plane fochten, aber man lese als Beispiel Walther Rathenaus Kritik der Zeit vom Jahre 1912 um zu erkennen, daß diese Streiter gegen die Intellektualisierung und Mechanisierung aller menschlichen Fähigkeiten und Fertigkeiten mit den Mitteln ihrer Zeit selbst den Kampf bestritten und daher alle bei dem Eingeständnis der „Unheilbarkeit des Jahrhunderts" endeten oder ohnmächtig in mystische theosophische oder andre scheinreligiöse Betäubungszustände flüchteten.

Die Kämpfer der geistigen Bewegung wußten, daß die Erneuung nur „vom Fernsten her" ihren Ursprung nimmt. Ihr Tun war kein Suchen und Tasten, sondern völlige Umkehr des geistigen Willens, ein offner Bruch mit den Axiomen der Erkenntnis, den Staats- und Bildungs-, Freiheits- und Gesellschaftslehren der Zeit. Keine Ableugnung dieser oder jener menschlichen Urkräfte, wie man bald ihnen vorwarf, sondern eine andere Sinngebung aller Kräfte: ihre Befreiung aus Vereinzelung und Verflüchtigung, Übersteigerung und Verstofflichung und ihre Bereitstellung im Dienste eines bestimmten im geistigen Herrscher erschienenen Lebens, das Volk- wie Einzelschicksal mit gleicher Macht umgriff. Weil sie an ein Vollkommenes und Unverlierbares im Menschen glaubten, konnten sie das Halbe und Schiefe, Hohl- und Schalgewordene im Leben der Zeit, an denen sie wie George selbst notwendig als Leidende Anteil hatten, mit richtigem Maße messen und das Gesunde Kommende vom Kranken Untergehenden scheiden. Sie setzten hart und schroff die Abgrenzungen, zeigten wie auf allen Gebieten das Wesen in Beziehungen aufgelöst, die Mittel Selbstzweck, die Werkzeuge selbständig wurden, wie alles was bisher noch an ein Festes Unverbrüchliches gebunden war, die Völker an staatliche, die Frauen an männliche, die Kinder an elterliche Zucht und Herrschaft immer schneller „emanzipiert" und in vertragliche Zweckverbände überführt wurden, eine Umwandlung, die ja auf dem ganzen Gebiete der Arbeit und Wirtschaft schon geschehen war.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Sie scheuten sich nicht die Verfallsformen an typischen zeitgenössischen Unternehmungen oder Personen aufzudecken, die damals noch unerschütterte Mächte oder anerkannte Größen des Bürgertums waren: die Presse und das Theater als die heuchlerischen Bildungsträger und geistigen Scheinwirklichkeiten, die sie sind, die moderne Musik als das Zeichen der europäischen Seelenentartung, das sie geworden war, die Übersetzungskünste und Betrachtungsweise von Wilamowitz als die bürgerlich-moralische Verflachung und Verhunzung der antiken Tragiker und Platons, als habe kein Nietzsche gelebt und sei unser Traum von Hellas für immer erloschen. Wo immer Gefahr der Entseelung in den Künsten oder Wissenschaften, in der Arbeit oder im Staate drohte, rissen sie ohne Schonung die verschleiernden Masken von den modernen Götzen, ob sie „Verkehr" oder „technischer Fortschritt", „Massenwohl" oder „Frauenfrage", „fachliche Schulung" oder „allgemeine Bildung", „ewiger Friede" oder „religiöse Sehnsucht" hießen. Sie maßen sie an den ewig gültigen Werten und erwiesen sie als das was sie waren. Verkehr und Technik als Selbstzweck gewordene Mittel der Gesellschaft, die nur immer sich selbst in gesteigerter Sinnlosigkeit erzeugen können: der Verkehr immer schnelleren Verkehr, die Technik immer vollkommenere Technik. Fachliche Schulung und allgemeine Bildung als Verzicht auf gesamtmenschliche Bildung ohne Rücksicht auf die Verkümmerung des Einzelnen wie des Volkes: im Fach die Häufung des Wissens um des Wissens willen, in der Allgemeinheit die Verbreitung und Verbreiung aller Erkenntnis ohne sinngebende Stufen und Ränge und in beiden Bereichen ein Ausschalten dessen was erst Erziehung und Unterricht zur höheren Bildung befähigt, des leidenschaftlichen liebenden Verhältnisses von Lehrenden und Lernenden, von Älterem und Jüngerem, Führern und Folgern, Meister und Sohn. Massenwohl und Frauenfrage als ungeheuren Krankheitsvorgang einmal losgebrochener nicht mehr zu bändigender Triebe der wirtschaftlichen Entwicklung: das Massenwohl, von unten schrankenlose Begehrlichkeit von oben bewußter Täuschungsversuch kennzeichneten sie als unheilbare fressende Wucherung, die man sich gewissenlos zugezogen und die nun durch Bemäntelung Aufschub und Nachgeben zur unüberwindlichen Notwendigkeit angeschwollen war; die Frauenfrage als ein Versagen von seiten des Mannes, die Hälfte des Menschengeschlechtes in einer von ihm gesetzten männlichen Ordnung des ganzen Geschlechts sinnvoll zu binden, ein Teilnehmen der Frauen am schlimmsten Frevel, ein Mitfall der Frau auf dem schlechtesten Wege des Mannes, an dessen Ende sie keinen tauglichen Sohn gebären, keinem großen Mann mehr das Leben schenken könnte. Ewiger Friede und religiöse Sehnsucht endlich als

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Schwäche- und Trugerscheinungen mißratener Körper und verzweifelter Seelen, die einen stillen Hafen für ihre geminderten Kräfte suchen oder ihren Hunger mit gesollt unerreichbaren Zielen füttern: der ewige Friede, eine bewußte Verlockung mit dem kleinen behaglichen Glück der Einzelnen und dem unfaßlichen Wohl der Menschheit, bewußte Bekämpfung des heldischen, opferwilligen, kampf- und todbereiten Menschen durch die Schiefen und Scheelen oder Zu-kurz-Gekommenen, denen der Neid vor allem Schönen und Großen schon die Züge verzerrt und gebrandmarkt hat; die religiöse Sehnsucht, eine Angst vor der Leere und eine größere noch vor der wirklichen Erscheinung des leibhaftigen Gottes und darum ein Flüchten ins All, ins Unbekannte oder am liebsten ins Nichts, das überall Gott ist, aber weniger gefährlich und weniger verpflichtend als der Holzklotz den die Wilden verehren und anbeten. Aber „der Hunger der Pferde macht das Gras nicht wachsen" wie das Sprichwort sagt, und eine Menschenart die heute nicht findet wo der Gott ist, wird ihn auch im nächsten Jahrtausend nicht finden können. Weil die Wenigen ihn gefunden hatten, durften sie das Falsche falsch und das Morsche morsch nennen und wenn man auf ihre frischen Angriffe gegen die Widerwelt fragte: „Warum nicht warten bis das morsche Gebäude von selbst zerfällt?" so antworteten sie „wir glauben wohl, daß jetzt noch Reste von alten Substanzen erhalten sind, die man noch nicht abwirschaften konnte. Der letzte Zeitpunkt für ihr Inkrafttreten ist freilich da. Denn schon ist der gemeinste Gedanke des Menschen, die moderne Gesindelhaftigkeit sei eben unsere Form der Größe, durch den noch gemeineren unterboten worden, auch alle frühere Größe sei nur verkappte Gesindelhaftigkeit. Nach weiteren fünfzig Jahren fortgesetzten Fortschritts werden auch diese letzten Reste alter Substanzen verschwunden sein, wenn es keine anderen mehr als mit dem fortschrittlichen Makel zur Welt Gekommene gibt, wenn durch Verkehr, Zeitung, Schule, Fabrik und Kaserne die städtisch fortschrittliche Verseuchung bis in die fernste Weltecke gedrungen und die satanisch verkehrte, die Amerikawelt die Ameisenwelt sich endgültig eingerichtet hat. Wir glauben, daß jetzt weniger darauf ankommt, ob ein Geschlecht das andre unterdrückt, eine Klasse die andre niederzwingt, ein Kulturvolk das andre zusammenschlägt, sondern daß ein ganz anderer Kampf hervorgerufen werden muß, der Kampf von Ormuzd gegen Ahrimann von Gott gegen Satan, von Welt gegen Welt". (J. III.)

Aber nicht „die unerhörten Behauptungen und Übertreibungen" im einzelnen sondern daß sie sich selbst und die anderen sie in diesem Kampfe als bestimmte Einheit fühlen und sehen lernten, war das Wirksamste an diesem Vorstoß nach außen. Denn was ihnen in der Unbedingtheit ihres

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Grunderlebens das Selbstverständliche war: das gemeinsame Vorgehen, die gemeinsame Haltung, der gemeinsame Glaube wirkte wie ein Stachel und erweckte die Leidenschaften. Den Genius konnte man zur Not noch als einsame Größe neutralisieren, eine Gruppe nicht mehr, die sein Werk und Wesen nicht als fachlich einzuordnendes Wissen sondern als menschliche Forderung vertrat. Ihre Geschlossenheit in Herkunft und Ton bestritt der gegnerischen Weltanschauung ihre einzige Gültigkeit in der Gegenwart und nahm ihr das gute Gewissen einer bisher unbezweifelten Herrschaft über die Geister der Zeit.

Dieses deutliche Bekennertum nach außen reinigte auch die Luft im eignen Lager: manche die gern im Halbschatten unverpflichteter Anhängerschaft mitliefen, flohen vor diesem Schritt ins Offne entsetzt von dannen und gründeten private Zirkel mit dem Anspruch „echter" Jüngerschaft und „eigentlicher" Hüter des Grals — posierende Winkelgrüppchen, die bald in Nichts zergingen. Frühere Freundinnen grollten um die „Frauenfrage", deren Ursprung sie miterlebt hatten und konnten den Weg der jüngeren Frauen nicht gehen, die in der Härte der im „Jahrbuch" vertretenen Meinung eine tiefere Lösung aus zeitbedingten Nöten fanden, indem sie die ewigen auf sich nahmen wie der Mann die seinen. Andere Freunde waren tief betroffen durch die Gegnerschaft zur Musik, die Wolfskehl bis in den metaphysischen Grund hinabführte, und Breysig erhob im Kreis der Schönhäuser Freunde flammenden Einspruch gegen die Verunglimpfung der Wissenschaft. Daß die Jüngeren „die verführerisch kalte Unzucht der Erkenntnis um ihrer selbst willen" als Selbstbefleckung des Geistes bezeichnet hatten, daß sie in der Dichtung die glühende Erschütterung jenseit aller kritischen Vernunft erfahren und als heiligen Schoß alles großen Handelns und Leidens, aller nährenden Weisheit und fruchtbaren Schau verehrten, das schied ihn für immer von der Schar, die nach seiner Meinung die Wissenschaft an die Kunst, den Gelehrten an den Dichter verraten hatte. Hinter dem scheinbaren Streit um Meinungen stand der Wettstreit des Forschers, der das Verhältnis von Gemeinschaft und Persönlichkeit in der Geschichte neu erkannte, und dem Dichter, der es in einem neuen Geiste schaffte. Breysig kämpfte um seinen geistigen Rang und um die Liebe seiner Nächsten, aber er mußte — ohne daß sein Gegner auch nur einen Finger rührte — unterliegen, weil er seine Kräfte und damit die Höhe seiner Stellung überschätzte und vergaß, daß sein Bund mit den Jüngeren erst auf dem Boden der Dichtung seinen lebendigen Hauch erhalten hatte, daß ihm erst in der Werkstatt der Dichter Sinn und Mittel unmittelbarer geistiger Bewirkung des Menschen aufgegangen war. Als er daher sie, die nun schon Jahre hindurch

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

seine Freunde und Helfer waren und ihr Fach so gut und gewissenhaft wie die Besten betrieben, vor die Entscheidung zwischen Kunst und Wissenschaft stellte, verstanden sie diese Frage gar nicht und antworteten ihm mit den Worten Nietzsches: „Man könnte uns nicht mehr Unrecht tun, als wenn man annähme, es sei uns um die Kunst allein zu tun" — es war ihnen längst um mehr zu tun: um die Gotteskunst des hohen Lebens.

6. KAPITEL: DER NEUE KREIS IN BERLIN UND MÜNCHEN

GEORGE suchte in diesen Jahren noch immer die frühen Gefährten auf, stieg noch oft mit jungen Freunden die vielen Stufen zu Lechter hinauf und Gespräche gingen um die Geheimnisse Indiens, das Lechter ein halbes Jahr lang besucht hatte und von dessen unbekannten Mahatmas er mehr erwartete als der Dichter. In Adyar sah Lechter den Knaben, den damals die europäischen Theosophinnen als frischgesegneten Hinduheiland aufzogen, und der inzwischen nach kurzem Heilsgang sein Amt schon niedergelegt hat. George weilte noch oft bei Reinhold und Sabine Lepsius und die Rede ging von den ewig Unvereinbaren Michelangelo und Rembrandt, von den neuesten Werken der äußersten Maler und Musiker, Raum- und Schaumkünstler. Es war die Zeit der höchsten wirtschaftlichen Blüte Deutschlands und alle Märkte waren überschwemmt von den Künsten aller Erdteile und Zeiten, es wimmelte von Ausstellungen und Schaustellungen aller Art: Wirbel und Wehen und keine Geburten! Dies und vieles der vom Taumel schrankenloser Fortschrittsseligkeit befallenen Zeit bewegte George und die Dichter der Blätter damals, die offnen Auges die Bewegungen und Strebungen der bürgerlichen Welt verfolgten. Aber es gab für sie noch ein anderes Reich, das nur von einem wußte, in das kein Lärm von außen, kein Wirrsal der Meinungen, kein quälendes Zweifeln noch optimistisches Versuchen drang: den inneren Staat der Gemeinschaft, das Miteinandersein der Jugend des neuen geistigen Reiches.

Wir haben oben einmal die besondere Befreundungsart Georges als die Verbindung von menschlicher und werkhafter Freundschaft bezeichnet. Dieser Trieb seines Lebens, alles persönliche Erleben, alles Ergriffensein von Geistern und Geschöpfen, Seelen und Dingen zugleich in ein Werkhaft-Überpersönliches zu schwingen und zu gestalten, vollendete sich in der Gott- und Weltschöpfung des Siebenten Ringes. All sein Tun, all seine Liebe ging in Werk und Bildung auf und je mehr Gebiete des

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Lebens und der Geschichte, der Natur und der Gegenwart sein großes Herz in sich gesogen hatte, um so mehr hatte sich der Gestaltenkreis seiner Dichtung und der Wirkungskreis seines Geistes erweitert. Er konnte nur menschlich und werkhaft zugleich empfangen und zeugen, nur „staatlich" fühlen und handeln, wie wir es seit dem Erscheinen des Siebenten Rings zu nennen liebten. Wie die Gefährten und Gefreundeten in der umwandelnden Esse seines Werkes Kräfte und Bereiche seiner Welt wurden, so wurde was er am tiefsten liebte und ehrte bestimmende Mitte des Reiches und strömendes Herz der Gemeinschaft der Seinen. Nicht ihm dem einen gehörte sein Gott, sondern dem Ganzen und da er dem einen der Höchste und Schönste war, so mußte er der Natur dieses einen nach der Höchste und Schönste des Ganzen werden. Damit wurde das Lebensgesetz des Herrschers das Lebensgesetz für alle die ihm wahrhaft folgten. Das Wesen der privaten Liebe und der privaten Freundschaft mußte in ihnen je mehr erlöschen, je mehr sie seines Wesens wurden. Je mehr einer Träger dessen war und werden konnte, was als erste Verleiblichung seiner Gottsuche erschienen ist, um so mehr erhielten seine Liebe und Freundschaft für ihn ihren Sinn vom Göttlich-Ganzen der Gemeinschaft, wurden sie staatlich im Zeugen und Empfangen, im Herrschen und Dienen. Das bedingte ein Staatlichwerden nicht nur der Leistung sondern auch der Leidenschaft, nicht nur einzelner Fähigkeiten sondern der ganzen Person des Menschen und die Bewertung verschob sich von Überzeugung und Gesinnung, Wissen und Meinen auf eines jeden Wesen. Es war eine harte Lehre, die hier gegeben wurde, denn es half nicht mehr Verehrung noch Glauben, sondern allein das Sein: was du bist, das stellst du dar und bestimmt deinen Platz, nichts andres! Es gab Zeiten, wo man das „Wort" in die Menge warf und wer glaubte gehörte zur Gemeinde, aber nach dem neuen Lose bestimmt nur die Wohlgeratenheit von Leib und Seele den Wert des Einzelnen und nur das Maß seiner Kräfte den Ort, wo er unter den anderen steht. Ist er aber ein Wohlgeratener und Geeigneter so ist er auch ein Gleicher selbst vor dem Größten, und der Meister liebte in dieser Hinsicht scherzend zu sagen, daß ein Grieche sich unter seinesgleichen geschämt hätte, ein Genie zu sein.

In einer lebendigen Gemeinschaft, in der, von unberufenem Schicksal zu schweigen, Sein und Leistung die Zugehörigkeit und den Rang bestimmten, bedurfte es keiner geschriebenen noch irgend ausgesprochenen Satzung, um das Verhältnis eines jeden zum Führer und aller untereinander zu ordnen. Die George aus den Nöten der Zeit gerissen, dienten ihm mit ihren großen und kleinen Kräften in der Liebe und Verehrung, die ihnen vor dem großen schlichten Menschen aus dem Herzen quoll, in der heiteren

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Gelassenheit, die sich unter Gleichen ziemt, in der Nähe oder Ferne, die Wert und Schicksal jedem gab. Sie hatten alle ihre Wünsche und Süchte und da ihnen kein Jenseits sondern das Diesseits mit all seiner Qual und Herrlichkeit zum Kampfplatz ihrer Kräfte gegeben war, so begehrten sie viel und deuchten sich stark genug auch noch aus dem Unwegsamsten ihre Schätze zum gemeinsamen Schatze heimzubringen. Es war kein leicht erobertes noch leicht zu bewahrendes Gut der Freundschaft für einen Meister, der nur warb durch Erweckung, nur forderte durch Werk und Vorbild, nur rief, was schon ungerufen kam. Er beschnitt keine Leidenschaft und hemmte keinen Flug, solange das Gesicht der Mitte zugekehrt blieb, er warnte kaum, aber jeder fühlte an ihm das Maß seines Tuns und Lassens und wußte, daß seiner Liebe und Achtung verlustiggehen schlimmer war als der Tod. Sein Kommen oder Gehen war Richte und Urteil genug. Denn was auch diesen und jenen außer ihm lockte und trieb: daß kein Höheres und Hehreres sei als er, sein Werk und seine Welt, war allen gewiß und keinen lockte die romantische Sehnsucht nach „der dinge formen abertausend" da sie in der einen, der seinen die Erfüllung sahen.

Von dieser unbedingten Gebundenheit an die herrscherliche Mitte bestimmte sich auch das gegenseitige Verhältnis zueinander. Sie wußten sich alle der gleichen Weltkraft verpflichtet und die besondere Gemeinsamkeit der Liebe oder Freundschaft zwischen zweien oder mehreren, die auf dem Schicksalsgrunde des Herzens erwächst, erhielt eben dadurch erst eine tiefere Glut, daß sie im Wissen um den gemeinsamen Grund alle menschlichen Kräfte umfaßte und sich aus dem Privaten notwendig ins Staatliche erhob. So schwangen innerhalb der geistigen Bindung die näheren oder ferneren Beziehungen nach Blut- und Schicksalswahl und neben den Spannungen der innigsten Freundschaften gab es solche des fernsten Sichmessens von Kräften, die sich nur in bezug auf die gemeinsame Mitte berührten. Sie kannten sich zuweilen, selbst wenn gemeinsame Feier sie zusammenführte, nicht einmal dem bürgerlichen Namen und Lebensgange nach und die sich im Tiefsten geeinigt wußten, mieden sich oft im Getrieb der Zeit, um jeder auf seinem Platze das Rechte zu tun. So entstanden aus Nähe oder Ferne ein neidloser aber leidenschaftlicher Wettkampf der Kräfte und ein befeuerter Ehrgeiz, dem Meister, dem Freunde und damit dem Ganzen genug zu tun: Die Besten zu gewinnen, das Schönste zu leisten, durch Haltung und Wirkung des Gottes würdig zu sein.

An der Schaffung von Gedichten, an der Mitarbeiterschaft an den Kampfschriften und bald auch an größeren Werken erschien jeder mit seinem besonderen Können und Wissen, aber das volle Maß seiner Kräfte,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

die Ganzheit seiner Person wurde erst in den Zusammenkünften sichtbar, die in Berlin, besonders in den Monaten der Anwesenheit Georges, in regelmäßiger Folge, in München einen größeren Kreis umfassend zu Lichtmeß oder Pfingsten stattfanden und bald in gemeinsamer Schulung, bald in leichterem Spiel, vor allem aber in gemeinsamer Feier zeigten, wie jeder war und wuchs. Zu solcher Feier wurden keine Tempel noch Schlösser bedurft sondern eine Berliner Mietwohnung, ein Münchener Dachgeschoß, einfache Holztische und Bänke, die mit Polstern auch als Lager dienten, auch brauchte man keine Kerzen noch goldne und silberne Gefäße noch kostbare Kleider und Bilder, sondern schlichteste Gewandung, ein einfaches Mahl, Kranz, Obst und Wein — alles andre war Gedicht und Gespräch, Blick und Gebärde, Sinnen und Lachen — und dennoch unendlich mehr: ein Nichtzusagendes über Glück und Leid doch nicht ohne sie. Es war ein Raum außer der Zeit, ein Leben außer der Bedingtheit in den Goldstrom der ewigen Kugel getaucht, wo innerste Seele zu leiblicher Geste wurde und einmal die ganze Blütenkrone dem Lichte aufschloß. Wir müssen dieses Wenige davon sagen, weil wir glauben, daß solches Leben rein menschlicher Gemeinsamkeit, der Keim aller Reiche und Staaten in ursprünglicher Reinheit, nur so an der Wende der Weltenjahre erscheint, wenn ein großer göttlicher Mensch die Seinen mit sich hinaufreißt und der Geist noch nicht die Masse der Kräfte und Dinge zu nötigen Formen zu spannen braucht.

Dies alles war möglich weil in seltner Feierstunde ein ewiger Atem alle durchdrang, ein adliges Maß die Leidenschaften und Erschütterungen im Gleichgewicht hielt: da fiel kein Wort vom Gotte, sondern er herrschte da, weil alle ihm dienten und er erschien als Ehre der Starken wie der Gewandten, der Klugen wie der Zarten, weil sie gleichen Wesens schön von ihm glühten. Denn die Erschütterung im Schönen als zugleich dem tiefsten Sinn und der klarsten Gestalt der Welt, war immer von neuem das ganze Geschehen der höchsten Stunde, das Gedicht im Einzel- oder Gemeinsamsagen die Begehung der Feier. Dem der nichts weiß von der erweckenden und gestaltenden Wirkung des gesprochenen Dichterwortes besagt das nichts, dem der es erfahren hat, ist es Teilhabe am Weltgang des Dichters, wie wir es nannten, und an der Wiedererweckung der Unsterblichen, ist es Lautwerden der ewigen Zeichen für das Unaussprechliche in Maß und Klang. Daß das Gedicht den tiefsten Ernst des Lebens in der spielendleichten Bewegung seiner Töne und Schritte zugleich aufhebt und als Sinn und Bild erscheinen läßt, zeigt es nur mehr als vollste Äußerung der lebendigen Mächte. Es macht uns deutlich, warum das dichterische Ergriffensein im Gegensatz zu jeder Teilkraft die einheitliche

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Schwingung des ganzen Menschen und einer ganzen Gemeinschaft von solchen bewirkte, die von einem Geiste beseelt zusammen waren. Auf diesem einheitlich schwingenden Grund wurde jede Wucht und zarte Stufung des Menschlichen leiblich sichtbar und die Sinne schärften sich für die hinreißende Kraft im bezaubernden Vielklang des Chores, für die verhaltene Glut im Wechselgespräch, für die keusche Einfalt der Einzelstimme. Dieses Besessensein von einem Rhythmus bei klarster Helle des Sinnes, dieses Versunkensein in einem Tone bei frohster Blühkraft des Blutes läuterte bis in die letzten Fasern: eine Reinigung ohne Reue und Genugtuung, eine Wandlung ohne Brot und Wein, eine Vereinigung nicht durch Einzelzehr, sondern durch die gemeinsame geistige Erschütterung im dichterischen Gotteswort.

Nach dieser Begehung begab sich jeder wieder stärker und freudiger an sein Tagwerk, sein berufliches Tun, das keinem erspart blieb und — was uns hier allein angeht — an dichterische Eigengestaltung oder Übertragung, an Untersuchungen über zeitliche Streitfragen oder die reichen Gebiete des vergangenen Lebens, dessen neugesichtete Schätze in den Fluß der Gegenwart zurückzuführen waren. Das Raunen und Munkeln der Außenwelt über Orgien in seidenen Gewändern, an dem nur die eine Empfindung richtig war, daß sich da etwas abspielte, was es sonst nicht gab — all dies und schlimmere Verleumdung kümmerte sie nicht. Um ihre innere Welt lag ein eiserner Ring, der sie jedem unberufenen Auge undurchdringlich, jeder bloßen Neugier unantastbar machte, aber die dichterischen und wissenschaftlichen Werke dieser und der kommenden Jahre gaben genugsam Zeugnis von der Ausstrahlung des glühenden Kernes in den ganzen Raum der Geschichte und Gegenwart.

Wir sahen George selber in unablässigem Schaffen diese Arbeit tun, er nahm zugleich an allen Arbeiten seiner Freunde fördernd und belebend Anteil, vor allem unmittelbar und jede Zeile prüfend auch an der neuen Übersetzung der Shakespeareschen Dramen, die Friedrich Gundolf unternommen hatte und in neun von Lechter schön und würdig durchgeformten Bänden von 1908—1914 fast zu Ende führte. Wir erwähnten einmal, daß nach der strengen Durchformung des sprachlichen Baues im TEPPICH DES LEBENS in der Fortführung dieser Linie die Gefahr bestand, es möchte der Bildnerwille des Dichters zu tyrannisch werden und die Strenge sich zur lebenzwingenden Härte steigern. Mit dem SIEBENTEN RING sahen wir diese Gefahr beschworen, die Alloffenheit und Allwirklichkeit der geistigen Welt war größer als je zuvor geworden und es gab für den Herrscher dieser Welt in dem ganzen Raume der Antike und des Christentums keine geistige Kraft mehr, die er nicht wagen konnte,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

in seine Grenzen einzubeziehen: auch Shakespeares ungeheuren Seelendrang und Heldenwuchs. Nachdem er mit der Verdeutschung der Sonette erobernd bis in die dichterische Mitte des Briten gedrungen war, beschloß er auch den ganzen gewaltigen Bau der Dramen ein: er tat es in umfassenderer Weise als die Klassiker und Romantiker es getan und bewahrte und erneuerte zugleich was sie schon gewonnen hatten. Es war ein anderer Shakespeare als unsere Väter ihn geliebt und wie ihn die Romantiker unserer Bildung als deutsches Gut für immer einverleibt hatten. Als zwecksetzende höchste Vernunft, als genialer Menschenschöpfer, als Darsteller und Erreger brennender Leidenschaften, als bildender Gestalter und grenzenloser Beweger und Gliederer des Lebens war er ihnen erschienen, wie Gundolf in seinem inmitten der Übersetzerarbeit geschaffenen Werke „Shakespeare und der Deutsche Geist" (1911) es zeigte. Was jetzt erstand war der große Dichter des heroischen Menschen in seiner ewigen Gültigkeit und zugleich seiner zeitbedingten Bildlichkeit: Shakespeare als der mächtige Sprecher seines Stammes, der die tiefste Sicht und vollste Habe seines Inselvolkes zu unvergänglichen Gestalten formte, weil er als einziger Herr der Zeit über den ganzen Seelenstoff seiner Welt verfügte. Diese dichte Wirklichkeit Shakespeares in ihrer sinnlichen Fülle und geistigen Kraft konnte erst neu gesehen werden unter dem stärkeren volleren Pulsschlag unseres Lebens, konnte erst neu gestaltet werden durch die Bereicherung und Schmeidigung unserer Sprache, durch die neuen Möglichkeiten, die ihr in den letzten Jahrzehnten angewachsen waren, wie es in der Einleitung der Shakespeareübertragung heißt: „Sinnlichere Fülle und dichtere Farbigkeit, neue Intimität, Kraft des Verinnerlichens und Abtönens, größere Biegsamkeit, leichteres Ausdehnen und Zusammenziehen, rascherer Ton- und Tempowechsel". Dieses dichterische Mittel aber war nur Ausdruck einer Geistesverfassung, in der die staatliche Wirklichkeit schon zu neuer Empfängnis gelangt und mit neuem Menschtum schwanger ging. Erst auf diesem Grunde war es möglich, die gewaltige, unbändige weltüberherrschende Kraft, aus der England gespeist wurde, in deutsches Menschtum einzubeziehen, war das Wagnis sinnvoll, in die Söhne des denkerischen humanen Bildungsdeutschland den erde- und meerumgreifenden Tatdrang, die schicksalverachtende Entschlossenheit und Machtwilligkeit zu gießen: zu dem klassischen und romantischen Shakespeare den des heldischen Anspruchs und herrscherlichen Griffes zu fügen. Die höhere Sprachform aus dieser Wurzel gab erst die Möglichkeit das Archaische Monumentale der Shakespeareschen Sageweise zu erfassen, ohne daß sie sprengend oder verwildernd wirkte. Denn der größeren Dämonie, wie sie uns in Shakespeare sichtbar wurde, stand durch George eine

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

stärkere künstlerische Bezwingung, seiner dichten Stofflichkeit eine glühendere Bildkraft, seinem schwellenden Gefühlsstrom und der Vielfalt seiner körperlichen Wuchten eine gewaltigere Gestaltungskraft gegenüber, als sie bisher dem deutschen Geiste eignete. So ist der Sinn der Erweiterung des sprachlichen Machtbereiches zu verstehen in dem das Werk der Übertragung unternommen wurde: Der größte Verkörperer und Mischer südlichen und nördlichen, leiblichen und seelischen Heldentumes wurde in seiner ganzen Wirklichkeit für die deutsche Welt gewonnen.

Im gleichen Sinne sind auch die übrigen Versuche dieser Jahre zu verstehen, die geistigen Güter der Geschichte soweit sie durch Überlieferung und lebendigen Anteil in das Schicksal des einen oder anderen verflochten waren, von neuem fruchtbar zu machen. Wolfskehl übertrug die kleineren Stücke der althochdeutschen Dichtung (1909), in denen die heldenhafte und tragische Selbstüberwindung der Germanen fortlebt: „ältestes Heidentum, tiefe Weisheit und Erfahrung des Volkes, die beschwörende Macht des Zaubers, drollige Neckereien, derber Humor, harte Liebe und süße Sehnsucht, das kindliche und gläubige Vertrauen auf Gottes Segen, das holdeste Wesen unserer Lieben Frau, die eindringende erregt ausmalende Beredsamkeit der Kirche, gerechter Stolz und tiefe Sorge um deutsches Wesen, das starke männliche Christentum der ersten Kreuzzüge und des erwachenden Rittergeistes". Wolters veröffentlichte die schon für die heiteren Feste von Schönhausen übertragenen „Minnelieder und Sprüche" (1909), eine Auslese aus der Blütezeit der mittelhochdeutschen Dichtung, und dann die ihm von früh auf vertrauten „Hymnen und Sequenzen" (1914), Übertragungen aus den lateinischen Dichtern der Kirche vom 4.—14. Jahrhundert, denen später noch die Übersetzung der „Psalmen und Lobgesänge" der griechischen katholischen Dichter vom 2. bis 4. Jahrhundert folgte.

Wie die „Deutsche Dichtung", von der jetzt die erste öffentliche Ausgabe (1910) erschien, die noch unmittelbar in unserer Bildung wirkenden Väter der Dichtung berief, so gingen jene Werke in die ältere Ahnenschaft der christlichen und heidnischen Ursprünge zurück und suchten die weltlichen und geistlichen Liebes- und Gottesgesänge ins neue Wort zu rufen bis zu den Ausgangspforten der Antike dringend, wo sich in den Lobliedern noch griechische Erdenliebe und schon christlicher Jenseitsflug mischten. Der heilige Sinn und die große Liebe, das in Minne aufflammende Herz und der in Gott erbrennende Geist waren auch hier das aus ehrwürdigem Erbe zu Erneuende und zu Bewahrende. Die nie veraltenden Sinnbilder menschlicher Hingabe und Begeisterung: das Schmerzens-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

lied und das Preislied der ewigen Stimme durch die Jahrtausende wieder hörbar zu machen, war das Streben des jungen Geschlechtes, das der Gleiches und Höheres tuende Meister in ihnen auslöste.

Es war natürlich, daß auch die für Hellas entfachte Glut die rührigen Kräfte weckte. Paul Thiersch stellte das Verhältnis von Form und Kult, von bildender Kunst und göttlichem Dienst in Ägypten, Griechenland und der Gotik dar (Jahrbuch II), Kurt Hildebrandt untersuchte die den Begriffen Dionysisch und Romantisch zugrunde liegenden antiken und modernen Kräfte (Jahrbuch II und III) und, der schon fernergerückte August Oehler übertrug die Anakreontiker. Für eine neue Verdeutschung der Tragiker war die günstige Stunde noch nicht gekommen, aber in wunderbarer Weise, wovon noch zu reden sein wird, gelang die Erneuerung der Sicht auf den von der bürgerlichen Wissenschaft verschütteten Platon.

Bedarf es noch der Erwähnung, daß über den Vergangenen die Lebenden nicht vergessen wurden, daß sich Ernst Bertram in seinen ersten Bonner Vorträgen (1907/08) um Hofmannsthal und George, Wolters sich um die Deutung von Lechters Werk (1911), Ernst Gundolf um die Erschließung und Einordnung des Philosophen Bergson mühten? Napoleon und Hölderlin aber, den von allen Ferngeistern in einem tieferen Sinne am meisten Gegenwärtigen, widmete Vallentin seine erste Studie „Napoleon" (Jahrbuch III) und Friedrich Gundolf seinen „Archipelagus" (1911) und Norbert von Hellingrath seine Arbeiten für die große Ausgabe des Dichters. Dies alles und auch die Gedichtbücher „Wandel und Glaube" von Wolters (1911), „Gedichte" von Morwitz (1911) und Gundolfs Göttinger Rede „Stefan George in unserer Zeit" (1912) gehören in dieses Jahrsiebent. Es sind nur die veröffentlichten Äußerungen dessen, was außerhalb der beruflichen und fachlichen Tätigkeiten aber innerhalb eines reichen Lebens der Liebe und Freundschaft die Gemeinschaft der Blätter bewegte. Die Erinnerung an jene Jahre, die durch das Schicksal des Krieges um ein Jahrhundert zurückzuliegen scheinen, ist noch heute mit dem Schimmer eines vollkommenen Glückes umstrahlt, in dem selbst die Schmerzen schön deuchten. Von einem vor allem muß noch an dieser Stelle die Rede sein, das wir schon als bewegende Mitte der festlichen Stunden geschildert haben, auf dessen tieferes Verstehen sich nun auch gedankliche und geschichtliche Bemühungen richteten: nämlich vom Hersagen der Gedichte und der gehobenen Prose.

Auch hierüber wurde einiges öffentlich ausgesprochen, von dem inzwischen manche Äußerlichkeiten in weitere Kreise gedrungen sind, aber das Wesentliche so wenig verstanden wird wie damals. Albert Verwey hat

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

1907 in der „Beweging", Robert Boehringer im zweiten Jahrbuch (1912) über das Hersagen von Gedichten gehandelt, Hugo Eick in seinen Aufsätzen „Vom Erbe des Rokoko" und „Über den Vortrag von Werken des Geistes und der Kunst". Die neu gewonnene rhythmische Lebensäußerung war dem einen als edle Maßhaltung die höchste Lebensbewegung überhaupt, dem andern in der Unterwerfung unter das dichterische Gesetz und dem Verzicht auf persönliche Eigenheit der fruchtbare Bann, der die Empfänglichen aus dem chaotischen Einzeldasein in ein geordnetes größeres Leben reißt, dem dritten das liturgische Pathos, auf dessen Wellengang der tief verborgene Grundstrom der Seele sichtbar wird: ihr Traum- und Nachtreich, in das der Geist noch keine erhellenden Strahlen gesendet hat. Besonders aber schien allen dreien nötig, das Hersagen gegen die verfälschenden und flachen Vortragsarten der Zeitgenossen abzugrenzen, gegen das verblühte schauspielerische Deklamieren oder das sentimentale heuchlerische Rezitieren, gegen das „natürliche" schnabelgewachsene Gewäsch oder das ebenso „traurige Surrogat der Rede", das Still-für-sich-Lesen der Gedichte.

Die allstoffliche Wissenschaft, wenn sie auch nicht mehr ganz verstand, um was es sich hier handelte, hatte genug Nachrichten gesammelt, aus denen sich erkennen ließ, daß die hohe kultische wie weltliche Dichtung bis in die jüngste Zeit stets in getragener schwebender Bewegung vorgetragen wurde. Vom „maa-chern" der Ägypter, wie die dem Thot geweihte richtige Stimmführung hieß, und dem Wunder der Einheit vom Wort und Ton bei den Hellenen bis zu dem „Sagen und Singen" der mittelalterlichen Dichter, vom Raunen der Zaubersprüche und Murmeln der eddischen Kultlieder bis zur liturgischen Stimme der Kirche, vom feinen Sprechzauber der Comédie française bis zur hohen pathetischen Eintönigkeit der Engländer konnte man bei aller Verschiedenheit der Zeitformen das gleiche Gesetz der ursprünglich dichterischen Vortragsweise verfolgen. Auch für die deutschen Dichter vor und während des Jahrhunderts Goethes von Ramler und Herder bis zu Lenau, Keller und Leuthold ließ sich die befremdende „Art von Gesang" nachweisen. Aber sie war den Zuhörern schon meist als „Monotonie" oder „pathetischer Singsang" erschienen und sie vermochten den dunkelbeschwingten Flug der Seele darin nicht mehr wahrzunehmen. Bald danach versagte das Verständnis der ernüchterten Geister völlig vor der ihrer Welt so fremd gewordenen rhythmischen Feierlichkeit des dichterischen Tones. „Der Grund" schrieb die achte Folge der Blätter, „weshalb man in den stärker romanisierten Ländern verhältnismäßig gut, aber gerade im Land der Dichter am wenigsten weiß was ein Gedicht ist: man ist bei uns nur gewohnt, sinngemäß, skandierend

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

(abzählend) oder schauspielerisch, nicht aber rhythmisch und dichterisch zu lesen. Auch alle Hoch- und Mittellehrer, die zu hunderten unserer Jugend von der Antike reden, können keinen Begriff davon haben oder geben, was ein griechischer Chor, eine römische Ode ist, wenn sie nicht einen wirklichen Dichter wirklich dichterisch haben lesen hören".

7. KAPITEL: DER STERN DES BUNDES

MITTEN in der ungeregten Gegenwelt wirkte der Bund derer die vom Geiste berührt waren sich als lebendiges Geschehnis der Tage aus. Daß er sich auch in gestaltiger Form als Dauer darstellte war Sinn des innersten Gesetzes, aus dem er geboren war. Das Geschehen des Bundes mußte dichterisches Bild, sichtbarer Stern werden, der alle Strahlungen in sich begreift und wieder aussendet, es mußte im dichterischen Sprachleib gegründet werden als dem geistigen Leib aller Einzelleiber, als dem umschließenden Herd aller sie durchwaltenden Kräfte. Dies vollzog sich im STERN DES BUNDES, der sieben Jahre nach dem RING — im Herbst 1913 — nur in wenigen Stücken für die engeren Freunde, im folgenden Jahre öffentlich erschien.

Die Verhaltungen und Handlungen der in Gemeinschaft Verbundenen wurden hier zu Wort und Zeichen erhoben; ihr lebendiges Sein erscheint als geistiger Sinn, ihre gemeinsame Sitte als geistiges Lebensgesetz. Daher sind in diesem Werke alle Einzelerlebnisse in eine gemeinsame Sphäre getaucht, alle Personen und Namen als ausschließlicher Besitz dieser Sphäre verschwunden und mit Ausnahme einiger schon außer ihr liegenden Gestalten der Vergangenheit auch dem ihr Vertrauten nur ahnend erkennbar. Nicht als ob das Einzelne und Persönliche aufgehoben wäre, es besteht vielmehr in seiner ganzen Wucht und Glut, ja in keinem der früheren Werke ist das Verhältnis des Dichters zu den mit ihm Lebenden in solcher Unmittelbarkeit ausgesprochen worden wie in diesem. Aber diese Darstellungen haben nicht mehr das Merkmal des Sondergemäldes sondern gehören einem ganzen Baue an und sind von seinem Raume unablösbar, an ihrem Platze unvertauschbar. Das eine Ganze hat alle Vielheiten aufgefangen und allen Besonderheiten eine höhere Bedingtheit aufgeprägt. Dadurch ist eine in der lyrischen Dichtung völlig neue Gattung entstanden und das Einzelgedicht hat eine tiefe Verwandlung erlitten. Indem es zwar nicht sein Sondermerkmal als geschlossene Form wohl aber seine Eigenatmosphäre aufgibt und die des Gesamtraumes annimmt, hat es noch seine Grenzen in sich selbst und ist doch nicht außer der Maß-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

schwingung des Ganzen zu denken. Es entspricht im griechischen Tempel dem schönen Teil, der seine künstlerische Gesetzmäßigkeit in sich trägt und zugleich sein rhythmisches Maß vom ganzen Bau empfängt. Die Gedichte gehören daher keiner der bisher benannten Formen an, es sind weder strofische noch spruchartige Gebilde noch solche von freier Fließung. Sie schwingen in allen drei- bis fünfhebigen Schrittmaßen und haben einen einfachen Zeilenbau, der zwischen den Grenzzahlen sieben und vierzehn bald enger bald weiter wird und nur im „Eingang" die oberste Zahl der Zeilen für alle Gedichte regelmäßig festhält. Wie im einzelnen sind auch im Gesamtbau die gelösteren Formen des SIEBENTEN RINGS beibehalten aber ohne den bunten Wechsel und die weiten Wölbungen, die wir dort bemerkten. Der frühere Dreiklang kehrt wieder, doch auch dieses Gefüge ist im Verhältnis zum strengeren des TEPPICHS durch Vorklang und Ausklang gemildert und zugleich bereichert. Die hundert Gedichte sind so gegliedert, daß die neun des „Eingangs" und der „Schlußchor" ein Zehnt, die drei Bücher je drei Zehntgruppen umfassen .. jedes Zehnt wird durch das Tonornament eines Reimgedichtes abgeschlossen, während die übrigen neun bei reichen Gleichklängen reimlos bleiben. Gebärde und Bild des sprachlichen Ausdrucks sind fast schmucklos geworden, die starken Farben und Hochtöne fehlen, aber alle Formen haben die spiegelnde Ebenmäßigkeit und funkelnde Haut der Marmorsäulen und Erzbilder.

Weder die äußere noch innere Form dieses festen und doch schwebenden Baues also erlauben ein Glied aus ihm gesondert zu nehmen, es bliebe undurchdringlich für jeden, der nicht selber vom Ton des Ganzen durchdrungen wäre. Welches dieser Urton ist, verkünden die neun Gedichte des Eingangs mit der glühenden Schlichtheit dessen, der ihn zum ersten Male seit Jahrtausenden wieder vernommen hat, verkünden ihn als Not und Wunder seiner Tage, als Erfüllung der Sehnsucht in dieser Zeit. Noch nie ist so rein und unerbittlich die schöne Gestalt als Sinn der Welt, als Gesetz des Lebens, als Preis der Liebe gefordert und gefeiert worden wie in diesen Gedichten. Noch einmal werden die Jahre der Bereitung aufgerufen, als im Rausch der Feste und in der Runde sprühender Geister die ältesten Riegel von lang verschlossenen Reichen aufsprangen und der Schoß der gewesenen Zeit sich auftat, um die ewigen Bilder zu entlassen, und als doch ein Einziges fehlte, das all diesen Wirbeln Halt, diesen Schattenträumen wirkliches Leben gäbe. Daß das Undenkbare und Unerzwingbare dennoch geschah, wird dem gedankt, der den Strahl herniederbrachte und in das vergebliche Ringen mit den fernen Vorbildern als endliche Erfüllung trat. Es ist das Kind des eigenen Stammes, der jugendliche Gott und Herr der Wende: „schön wie kein bild und greifbar wie kein traum". Erst

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

seine leibliche Erscheinung hatte dem Dichter den letzten Blick in die Würde des irdischen Lebens geöffnet und sein sternenweites Mühen ganz in dem engen Heiligtum des Leibes begrenzt, erst sein Opfer hatte dem Seher das Geheimnis der Gottwerdung in Mensch und Volk erschlossen und ihn ganz in diesen Erdentag gebannt für den er gesandt war. Was in Hellas aus ungewußter Wurzel als blühendes Gewächs gelebt hatte, war nun als Blüte des Geistes neugeboren: die Diesseitigkeit Gottes und die Gotthaltigkeit der Welt: der göttliche Mensch. Leise klingt durch die Verse noch ein Schauer vor dem Unendlichen und Grenzenlosen, dem Unfaßbaren und Unnennbaren, das nur in Göttern und Göttersöhnen erscheinen kann, lauter ein Schauer vor den Tagen, als in der brünstigen Sehnsucht nach höchstem Geschehnis das Endliche, Gewachsene, Geformte auch das schon Gewonnene zu zerflattern und zu stürzen drohte. Darum steigt der Dank zum „Retter" der lebend vom Zeuger erweckt ward und scheidend den Erwecker zeugte, daß er nun mit ihm den ganzen Raum der Zeit durchwachse und ihn aus tausend Leibern wiedergebäre: den „geist der heiligen jugend unsres volks". Denn diesen ruft nun der Künder zu vielen Erscheinungen, diesen erkennt er im Sehnen der Väter und im Spruch des frühen Sehers wieder, diesen weiß er im deutschen Stamm verhüllt, den vor dem uralt bewahrten Erbe der Nachbarn das eine kennzeichnet: daß noch ein Unverbrauchtes Unangetastetes seine Wurzeln nährt und befähigt, in Zeiten der Not und der Wende plötzlich und unerwartet das heilende Wunder, das alle Errettende hervorzutreiben. So erscheint der Gott am Schluß des „Eingangs" in seiner neuen Wesenheit, der gleiche und dennoch ein andrer, der Schöne und Hehre, der erstmals kam und immer wieder aus dunklem Schoß und hellem Stern geboren wird: in höchster Weihe als Geist der Runde, in höchster Vollendung als Sohn der neuen Menschenmitte.

Aus dieser Wesenheit erblühen in notwendigem Wuchsgesetz die drei Teile des STERNS: der erste den Schicksalsgrund und die Zeitwende, der zweite die wirkende Liebe, der dritte die Gründung des geistigen Reiches umfassend.

Das erste Buch stellt den Dichter als Künder des Gottes, als Richter der Widerwelt, als Scheider des Unzulänglichen dar. Mit der Frage an die Gottheit des Alls nach der Berechtigung des Dichtertums zur höchsten Aufgabe an der Zeitenwende hebt es an. Die Frömmigkeit des Dichters forscht nach dem besonderen Rechte seiner Sendung, nach der Eignung seines scheinbar leichten Klangspieles vor der Gewalt der göttlichen Gewitter. Ewiges Gesetz und eigener Weg gibt die Antwort. Denn in welchen und wie vielen Formen sich die Verkündigung des Göttlichen auf Erden

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

vollziehen mag, der Gesang des Dichters ist die Form die ihnen allen zugrunde liegt, der rhythmischen Rede wie dem Psalm, dem Weisheitsspruch wie dem Gleichnis. Wo der im Blut geborene Sinn des Weltlebens durch den Geist zu Bild und Klang wird, offenbart sich nur am reinsten die unerklärliche Urkraft, die alle dunklen vorgedanklichen Spannungen in greifbare kristallische Gebilde umsetzt, offenbart sich am sichtbarsten die Vergegenwärtigung der heiligen Erinnerung und das Opfer des einen in vielen Leibern. Jeden Helden und Heiland umwittert diese geheimnisvolle Kraft des Gesanges und im Urdichter, der beide in sich befaßt, stellt sich diese ewige Formkraft des Geistes aus dem Blute am hellsten dar: was er singt ist Gesang des Gottes durch seinen Mund.

So verstehen wir, und andre mögen andres verstehen, die Gottsuche des Meisters auf seinem Wege von Jugend auf: Sehnen und Gestaltung, Schau und Wirken zugleich, eigner tönender Sang und lockender Ruf nach jenen, die ihn hören und tragen sollen und unter deren Lob und Preis er doch sein letztes Geheimnis wahrt. Niemals noch als da er zu singen begann, war solche Zeitenstunde, niemals die Welt so entleert vom Wissen um ihr Geheimnis, noch der Mensch so matt im Glauben an seinen Ursprung. Eben darum war der gesandt, der die Keimkraft des Geistes am lebendigsten in sich trug, daß sein Ruf aus der tiefsten Not, aus der Qual aller, die der eine trug, von den unendlich fernen Sternen die Antwort erzwinge, darum war er so bewehrt, daß er die Antwort, furchtbar und herrlich zugleich, auf jeder Staffel seines Weges ertrüge und auch dann nicht fiel, als sie ihr Höchstes gab: sich selber leibgeworden zeigte und den schon über Zeit und Volk erhobenen zum „ersten Diener" kürte. Da er das volle Leid auf sich genommen hatte, wurde ihm auch das volle Glück zuteil, alle Kraft der Duldung verwandelte sich ihm in Kraft der Zeugung: zu Klang und Bild, wie ihm der früheste Traum befohlen hatte.

So konnte er der Erwecker dessen werden, was unsagbar ist und nur im Gleichnis und Bild des Mittlers die Erde erfüllt, für die er bestimmt ist, in der sein Wort die Leben der Zeit ergreifen und verwandeln muß. Keiner weiß woher es kommt und keiner umfaßt es ganz mit Spruch und Namen, aber nur durch dieses Wort ist in dieser Weltstunde der ewige Herd erreichbar. Denn niemals kehrt ein in den Herzen und Geistern Erstorbenes in gleicher Weise wieder. Das Wort von heute verkündet kein neues „Einmal", keine unendliche Fortbewegung, in die das christliche Weltbild aufgelöst wurde, als der Glaube an den ersten wie den Jüngsten Tag erlosch: das neue Wort führt zum Reigen der Gestalten und zum Ring des Geschehens, der sich im Selbst der seienden Dinge beschließt. An das Geheimnis der einmaligen Menschwerdung des Gottessohnes, das

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

sich in der Fleisch- und Blutwerdung von Brot und Wein wiederholen konnte, solange der Glaube an ihn lebendig war, hat George nie gerührt. Was ihm erschienen war und sich in der furchtbaren Vision der „Templer" in seiner allgemeinsten Form verkündete, schloß jenes christliche Geschehen nicht aus, sondern begreift es in sich und führt das Einmalige und Unwiederholbare der Leibwerdung des Göttlichen, das seine sinngebende Kraft eingebüßt hatte, in den unaufhörlichen und immer wiederholten Vorgang des gottmenschlichen Lebens zurück, dessen erster wissender Seher und duldender Erleider er ist, wie der Schlußgesang dieses Zehnts es kündet. Diesen ewigen Vorgang haben die Dichter ahnend immer geglaubt, dies, so dürfen wir sagen, hätten die großen Dichter und Denker und Täter Europas in den Jahrhunderten, als das christliche Weltbild absank, allein als Glauben einer neuen Welteinheit annehmen können, dies, so wissen wir, wurde als der Künder kam von den Schriftgelehrten jeder Gattung mit Hohn oder mißachtendem Schweigen begrüßt, während die Menge weder Altes noch Neues glaubend, verbrauchte Formeln betete und die „Sektierer laxester Observanz" ihren jährlich und bald öfter wechselnden Götzen folgten. Nicht dieses oder jenes Gut sondern die ganze Würde des menschlichen Lebens war in dieser Zeit bedroht, wo man das Ewige verneinte, das Erbe zerstörte, den Sinn verflachte, das Geziefer großzog und dieses Tun für den Aufbau neuer Ordnungen hielt, wo man sich allem anvertraute, was aus sich keine Kraft zu binden und zu bauen hatte: dem Gott, der keiner ist, dem Volk, das keins mehr war, dem Weib, das keins mehr sein wollte, dem Werk, das nur mehr Versuch sein durfte, kurz dem Ungeheuerlichsten, nur nicht dem Einfachsten, das allen früheren Menschen selbstverständlich war: dem bestimmten Menschen, der sich durch Wesen und Werk als Führer erwies. Im „Vorspiel" waren diese Gefahren noch vom dichterischen Fernraum außer der Zeit gesichtet, in den „Zeitgedichten" hatte der Bedrohte selbst sie nach höchster Not durchstoßen, im STERN DES BUNDES sieht George sie von der innersten Keimzelle seines wachsenden Reiches aus nicht mehr als Bedrohendes aber als Hinderndes, nicht mehr als Gefährdendes aber als Entwürdigendes vor dem von ihm verkündeten Gott- und Menschenbild. Daher zeichnet dieses Gedichtzehnt grimmiger als je die Leere und Blindheit der ihm entgegenstehenden Welt, und heute wo schon manches im Weltkrieg eingetroffen ist, was er vorhersagte und Schlimmeres eintritt durch Fortsetzung dessen was er schon vor ihm verdammte, hat sich die Härte des Gegensatzes, wie sie aus diesen Gedichten spricht, nicht gemindert. Denn wenn auch inzwischen mancher Wahn zusammenbrach, die frühesten blieben und lieber baut man am Flickwerk weiter als sich von dem abzukehren, was der

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Seher Frevel, Unmaß und Verfall nannte. Aber die den „Warner" nicht hörten, den er hier noch einmal in seiner verzweifelten Unbedingtheit aufruft, können auch den Künder nicht hören und so wendet er sich ab von den „Eingereihten und Rückgewandten" zur neuen Jugend, die mitten unter Trümmern mit ihm schon das werdende Leben hegt und an die Blüte glaubt.

Um dieses neuen Lebens willen scheidet George sein Reich auch von den „Helfern von damals", die seiner Bahn nicht folgen wollten oder konnten: den Redlichen aber zu Schwachen, den Schwärmern und Jenseitsüchtigen, die sich ins All aufzulösen sehnen, aber ihrem eigenen Ich nicht entfahren können, die ins Unendliche verströmen möchten, weil sie die feste Endlichkeit nicht ertragen und nicht die adlige Stärke haben, das eigne Bild, die schöpferische Selbstschau der höchsten Stunde, zu vollenden, sei es auch um den Preis des Untergangs. Er steckt die Grenzen ab, in denen das von ihm Erschaute gedeihen kann: den Raum zwischen Nordklippe und Wüste, jenseits dessen die Schweifenden, blonde wie schwarze, sich vergeblich nach Erfüllung sehnen, gestaltlos im Äußern und maßlos im Innern wie ihre Götter, jene nur erlösbar durch Mischung mit dem dichteren Blut, diese nur durch eignen Endeswillen. Ein letzter Abschied trifft auch jene Gefährten der Frühzeit, die mit großen aber unholdenhaften Kräften begabt nicht zu Werk oder Tat gelangten und ins Dunkel zurücksanken oder im Überhellen zerflatterten. Der römische Katholik steht noch einmal auf in einem abgebrochenen Elfzeiler: herrisch, stolz und raumlos, der katholische Römer in einem überzähligen Dreizehnzeiler: geisternd, zaubernd und tatlos. Dann löst der Dichter sich von den Gespenstern wie den Allzuheutigen und weist die von Wut und Wahn gelösten Herzen wieder dem hehren Bilde zu: denn die Gefahr nennen heißt sie bannen, die Grenze ziehen, das Eigne sichern.

Im zweiten Buch erscheint der Künder als Minner und Freund der Erweckten und der ewig erweckenden Liebe selbst. Wie er seine Nächsten mit der Glut seines Herzens umfing und ihre Erze in der feurigen Esse seiner Liebe umschmolz bis sie geläutert und gereinigt als höhere aus seinen Händen hervorgingen, aus Liebenden zu Tätigen, aus Schönen zu Starken wurden, ist in den beiden ersten Zehnten zu dauerndem Bild erhoben, den Gesprächen Platons gleich, die nicht Niederschlag eines Gedachten, sondern geistiger Widerschein eines Gelebten und Geschehenen sind. Ob wie im ersten Zehnt ein schwankend-widerstrebendes, seiner Kräfte noch ungewisses Herz umworben und gewonnen oder wie im zweiten ein reiches wachstumwilliges seinen dunklen Gefahren entrissen und zur Blüte geführt wird, es ist im höchsten Sinne Bildung des Jüngeren

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

durch den Älteren, es ist mehr als dies: die Zeugung eines Göttlich-Dritten aus der leidenschaftlichen Liebe des Führers und Geführten, dessen glühendste Erscheinung nur dem einen Umlauf ihrer Liebestage eignet und dennoch beiden bleibt: dem einen leibliche Erfüllung seiner Sendung dem andern Leibwerdung seines edleren Selbst, das Erwachsen des Gottesantlitzes durch den persönlichen Stoff. Denn nur wo das Ich die Einzelzelle seiner Gefangenschaft sprengt und in stetem Geben und Nehmen die Lebenskräfte fließend im Liebesringe umgetrieben werden, entsteht neue Geburt.

Wie die Welt in morgendlicher Frische ewig aus der Nacht erwacht, das Menschengeschlecht sich in Kindern dunklen Schoßes neugebiert, so muß auch der Samen des Geistes aus jungem Blute erstehen, damit sein Bild sich stetig im gleichen erneue und weiterzeuge. Das Jugendliche ist auf jeder Stufe des uns erfaßlichen Daseins die höchste Gewähr des Lebens selbst und Völker denen es wie Hellenen und Deutschen als die schönste Seinsform der Alter erscheint, zu deren Erzeugung und Bildung der Dienst aller anderen Kräfte erfordert wird, erfüllen am reinsten das ewige Gesetz der Wandlung vom gewordenen hin zum werdenden Wuchs, von der gestaltlos ungeborenen zur immer neu erblühenden Gestalt der geborenen Liebe.

Ihren faßbar-unfaßlichen, greifbar-unbegreiflichen Herrn den „Gott der Nähe" und „Gott der Frühe" besingt das dritte Zehnt, ihn der ewigen Alters und doch Kind der heimatlichen Fluren ist, der in tausend Gestalten über die Erde wandelte und nun wiedergeboren in neuer jugendlicher Würde kommt. Er ist schön aber herb, glühend aber stark, sucht nach der seligen Stunde der Besämung die rauhe der Mühen und Gefahren, reißt den Zögernden mit in seine Wirbel, weist den Drängenden auf die Stufen seiner höheren Würde: Bezaubrer der entrückten Stunde und Lenker zu Opfer, Kampf und Tod! Er ist der Eine und doch Vielgestaltige, der ganz Gegenwärtige und immer Vernichtungsfrohe: die Stunde seines Gehens wissen und ihn halten wollen über den gewährten Umlauf, heißt das Leben zerstören das er bringt, den Gebundenen freilassen nach dem zeugenden Augenblick, heißt ihn der neuen Flamme zur Wiedergeburt geben. Und wie der Gott so ist auch sein Minner auf die vielen Schönen gerichtet, er kennt keine Bindung an Schwur und Gesetz, da er in vielen das eine Göttlich-Schöne zeugen will und seinen Samen in jeden von ihnen senkend sich in allen erfüllt. In vielen Schönen zeugend wird er darum von vielen geliebt, die von ihm die Flamme empfangen haben, und sie binden ihn nicht an sich sondern sind durch ihn an das Göttlich-Schöne gebunden, das sie selbst wieder zu Starken und Zeugenden macht: so den Kreislauf

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

erfüllend von dem der erste, Meister und Künder des Schönen, ausging. Hier am Ende des männlichen Hohenliedes verschmilzt in unserer Geschichte zum ersten Male soweit uns zu sehen erlaubt ist, Gestaltungsgeheimnis und Liebesgeheimnis, die Urkraft des formenschaffenden Geistes mit der Urkraft des glutenschaffenden Blutes in eins zusammen: dem irdischen Rausch vermählt sich die ewige Helle, der sehnenden Armut der bleibende Reichtum, dem vergänglichen Schönen die unvergängliche Dauer. So schafft er, Dichter und Minner in einem: Werk und Leib, Tat und Reich, Gott und Held.

Wie sich dies in Zeit und Boden vollzieht, ist der Gehalt des dritten Buches, das die Mitte und Grenzen der Herrschaft, die neuen Tafeln der Sitte, Gesicht und Art der ersten Bekenner darstellt. „Denn auf welche besseren Augenblicke als die nun durch göttliche Fügung gegenwärtig sind, sollen wir warten?" fragte einst Dion den Platon. Und der Meister wußte: trotz aller Gegenwucht steht heute der Stern über der Weltenstunde in Deutschland günstiger als damals in Sizilien. Mit einem Heilruf an die frische Morgenerde, an das junge Licht und alle „die in seinen strahlen gehn" beginnt er den Kreis des geistigen Reiches zu umschreiben, in dem die Kinder des Volkes in Söhne des neuen Loses verwandelt werden, den zu durchfahren ihr Amt, den zu verlassen ihr Tod ist. Jeder, selbst die Träger der alten Wappen wissen heute: es gibt keinen Adel von Schild und Krone mehr, und die Berufenen und tauglichen Söhne der Wahl wachsen stammlos aus dem Volke empor, nur erkennbar wie von jeher die Götterkinder am Leuchten des Leibes, am Glanz ihrer Augen, am Traum auf ihren Stirnen. Aber sind sie erlöst, so bindet sie der neue Fug: sie müssen fernbleiben den „frauen fremder ordnung", den Lockungen der sinkenden Zeit, um stolzen Hauptes und freier Glieder durch den beginnlichen Tag zu gehen. Denn den schönsten und stärksten Gott glaubend wissen sie sich selbst in ihrem Wesen schön und stark, weil ihm nur glauben kann, wer leiblich seiner Artung ist. Die Kraft des Blutes kann wohl geweckt und geleitet, aber niemals mitgeteilt noch gelehrt werden und wessen Blutkraft erlahmt, kann weder glauben noch halten, was er einmal geglaubt hat. Der Gott liebt nur den Lebendigen und nur der Lebendige liebt den Gott. Weder die Lehre der Freiheiten noch die Lehre der Zwangsläufe können die beirren, die sich im neuen Wort und Volk beschlossen fühlen. Im Dienst des Herrschers, der sie aus allen Zweifeln und Zwängen sprengte, vollbringen sie die „bedingte Arbeit ihres Tags". Wenn er für diesen neuen Stand die neuen Tafeln, die inneren Ordnungen seines Reiches verkündete, so bedeuten auch sie nicht die Aufstellung von Lehrsätzen, die Verstand oder guter Wille als Vorschriften erfassen und nutzen könnte,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

sondern sind gestaltete Gesichte seiner Weisheit und Erleuchtung. Wären sie Lehre so erschöpften sie sich durch die Deutung ihres Inhaltes, aber als undurchdringliche Form sind sie unauflösliche Wegzeichen und Bilder, die nicht Erkenntnis und Einsicht vermitteln sondern die Herzen und Geister wandeln. Wer anders als der echte Liebende verstünde auch den Ruf an die neue Jugend: daß der Schöne auch der Kampfbereite, der Lorbeerträger auch der Dolchbewehrte ist und Sklave heißt, wer jetzt noch tändelt und sich betäubt. Es sind keine sanften Götter, deren Bilder hier in Sprüchen erscheinen, nicht voll Mitleid mit den Gedrückten, nicht voll Erbarmen mit den Reuigen, nicht voll Schonung für die Verirrten: sie fordern zum rechten Weg auch die rechte Kraft, zur vollen Schuld auch die volle Sühne und zur günstigen Blüte noch das günstige Schicksal. Wo die Weihe des irdischen Lebens und die Würde des Menschen oberster Sinn der Welt ist, wird die Entweihung des Lebens und die Entwürdigung des Menschen durch Schändung des eigenen Selbst oder des brüderlich Verbundenen einziger Frevel und ist nur sühnbar durch Selbstopfer oder erhöhende Tat.

Dieses durchaus tätige, bis zum trotzigen Untergang tätige Verhalten zur Gottheit schließt alles Zweifelsüchtige und Schielende, alles Stumpfe und Geduckte so sehr vom herrscherlichen Umkreis aus, daß selbst der Feind im eignen Innern geschaffen werden muß und das Fremde keine Waffen hat von außen in den staatlichen Ring einzudringen. Das durchaus leidende bis zur Knechtschaft leidende Verhältnis zu Gott, wie es von Luther zuerst geschaffen wurde und dann die Gläubigen aller Bekenntnisse, ja in den abgewandelten geistigen Formen allmählich auch die modernen Denker ergriffen hatte, statuierte notwendig von diesem höchsten Verhältnis aus die tatsächliche unterschiedlose Gleichheit aller einzelnen vor Gott. Es mußte, bei der Ausgleichung aller natürlichen geistigen und schöpferischen Stufen unter den Menschen enden und zu jener Vereinzelung und Einebnung, Anbetung des Mindern und Niedrigen, Entzügelung des Schwachen und Bedürftigen in der Volksgemeinschaft führen, die wir vor uns sahen und noch sehen. Gegen dieses schon zum bewußten Betrug gewordene Verderben der Zeit richtet der Dichter den Seinen wieder die leibgebundenen und gotterzeugten Stufen des Seins und Wissens unter Menschen auf: Er gibt auch dem Weibe sein Heiligtum zurück und rückt das Ganze durch die heuchlerische Zweideutigkeit des humanen Bürgertums vergiftete Geschlechtsverhältnis zwischen Mann und Weib wieder in die urbestimmte Ordnung des Zeugens und Empfangens, des engeren mütterlichen Liebesraumes und der umfassenden männlichen Herrschaft. Die weibliche Liebe ist in dieser Ordnung auf den Einen, Schönen und

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Starken gerichtet, von dem sie die Frucht empfangen soll. Von dem Einen will sie immer wieder die Gleichen empfangen, nachdem sie den Schoß von der schönen Bürde entbunden hat und ist darum an Schwur und Gesetz der Dauer verhaftet. Sie nährt die Kinder beiden Geschlechts zur Blüte auf und viele gebärend wird sie von vielen geliebt, die von ihr das leibliche Leben empfangen haben. Wie sie an den Einen, ist sie durch ihn und die schönen Geburten an den strömenden Kreislauf des ganzen Göttlich-Schönen gebunden und vollendet ihn in ihrem eigensten Geheimnis. Mehr noch als die bürgerlichen Zerfallsformen hatte George in diesem Bereich das Toben der Kosmiker die drohende Gefahr gezeigt, daß die Zersetzung der männlichen Weltordnung nicht die Heraufführung einer weiblichen, sondern die Auflösung jeder Ordnung bedeutete, den Untergang des hellen gestaltenden Geistes in der wilden Wucherung des Nur-Geschlechtlichen, den jene „Seele" zu nennen beliebten. Aber Seele erscheint nur wo der Geist im Blute Bild wird, er ist nie ohne ihren nährenden Grund, aber sie erhält erst Sinn durch seine Gestaltung, ist erst sichtbar über dumpfem Chaos, erst Mutter durch den herrlichen herrscherlichen Sohn. Wie der Meister so gegen das Nur-Geschlechtliche kämpft und dem unergründlichen Trieb für Mann und Weib wieder göttlichen Sinn gibt, kämpft er auch wider das Ungeschlechtliche, wider die mystischen oder asketischen Verächter des Leibes, die den heiligen Stoff in Nichts oder All verflüchtigen möchten. Er weiß, daß keiner der „Leibesfurcht und Erdenreue" bedarf, der den Tempel des Heiligen Geistes, wie der Apostel sagt, niemals entweiht hat, er weiß auch, daß keiner ganz davon genesen kann, der einmal das furchtbare Gefühl der selbstverschuldeten Befleckung an seinem Leibe erfahren hat.

Wie menschennah sind diese Dinge für den, der die neue Erdenwürde gefühlt hat, wie sternenweit von all dem, was die Genossen seiner Zeit über den Bringer dieser Botschaft meinten und sagten! Er gab sein Werk in jenen Tagen schon offen in alle Hände, aber er wußte, daß, wie stets an der Wende der Zeit, wo die „goldnen Fäden" zerrissen sind, nur wenige sein Wort fassen und behalten könnten, daß die jungen Erben nur selten im ungeheuren Gewühl unserer wachsenden Massen erblühten. Sie zu finden hat er den Seinen das untrügliche Auge für das Edle und Echte, den leiblichen Sinn für Wuchs und Blut gegeben, sie zu bilden und zu bewahren, hat er sie das Schweigen vom innersten Geschehen gelehrt und die Kunde vom hier geschehenen Wunder nur so weit eröffnet, als not war, ein gänzlich verschollenes Wissen um die geistige Geburt menschlicher Gemeinschaft zu erneuern. Zu den höchsten Bildern menschlicher Gemeinschaft ist im STERN DES BUNDES ein neues getreten: der Zu-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

sammenschluß leiblicher Glieder zu einer geistigen Einheit, die aus den Kräften der einzelnen gebildet ist ohne sie in ihrem Range aufzulösen, und die dennoch eine höhere Kraft ist als die aller Glieder: aber mehr leiblicher Staat als der tönende Lichtleib Dantes und doch mehr geistiges Reich als der gesetzhaft geschichtete Staat Platons.

Dieses Reich hatte seine Bekenner schon gefunden, aber erst indem DER STERN sie als dichterische Gestalten mitgebar, waren sie im neuen Sinn auch seine Gründer. In welchem Range und mit welchen Kräften sie George in diesen Jahren dienen mochten, sie waren gleich in der unbedingten Hingabe an ihn, den Herrscher und Meister und Minner und stellten auch als wenige den ursprünglichen Fug eines ganzen Reiches dar, den „rechten mit- und auf- und unterstieg", das einige Leben mit sich mit dem Führer und mit jedem an ihn Gebundenen, wie das letzte Zehnt es in die gemeinsame Sphäre erhebt. Sie hatten „das Wunderwerk der Endlichkeit" aus seinen Händen empfangen, für sie gab es kein Sein mehr das nicht weltlich, keine Welt mehr die nicht geistig, keinen Geist mehr der nicht leiblich und von der Mitte bis zum Umkreis von der Glut des Gottes durchströmt war. Sie waren vom Sinn des Wortes durchdrungen: Wenn du heute nicht nimmst, bist du morgen arm, wenn du heute nicht schön bleibst, bist du morgen nicht stark, wenn du heute nicht wirkst bist du morgen machtlos. So waren sie dem Gegenwärtigen die Glühenden und Inbrünstigen, die Widmenden, die mit all ihrem Sein und Haben Ausdruck des großen Lebens sein wollten, das ihnen gegeben ward und wurden nach dem Sinn seiner Botschaft die Ergriffenen aber auch Ergreifenden, die Berufenen aber auch Berufenden. Sie waren keine eifernden Verbreiter einer Lehre noch starre Verweser eines Wortes und bedurften keiner Preisgabe irgendeines persönlichen Wertes. Aber jeder wußte sich mit all seinem Besonderen und Eigentümlichen nur wert, solange er vor dem Führer bestand, nur an seine Mitte gebunden, solange die lebendige Fähigkeit des Blühens und Wirkens, solange die Liebe brannte. Denn wie der Meister mit keiner Fessel als der der Liebe band, so duldete er auch keine andre Fessel als die der Liebe. So lassen die Gedichte ihre Leben erscheinen, wie jedes in Gefährdung und Näherung zu ihm kam und mit ihm kreiste, und ob die einen in allen Überlieferungen und Kämpfen der Zeit aufgewachsen waren oder die anderen noch in frischer unberührter Jugend zu ihm gefunden hatten, ob der im düstern Grauen, der im hellsten Wissen, der tätig wagend, der träumend, der zögernd-schwank und der dunkelsinnend seinen Weg ging — in einem hatten sie sich alle aus der Umstrickung der Rückgewandten und Eingereihten gelöst und das Unwahrscheinliche getan: dem sich hingegeben, der außer allem stand, was sie

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

umgab, den gewonnen, der nur dem Pochen öffnete, das er als seiner Art erkannte. Denn seine Not war nur aufhebbar durch solche, die ihn in seiner höchsten Würde erkannten. Gab sein Land sie ihm in diesem „einzig freien augenblick", so war der Sieg erkämpft und zur Gottesherrschaft der Gottesdienst errungen: die innerste Zelle des Erdentempels war wieder gereinigt und leuchtete von eigner Flamme: dem heiligen Loblied, dem göttlichen Chor, der den STERN DES BUNDES beschließt.

8. KAPITEL: DIE ZEHNTE FOLGE

WIE der „Stern" die Gründung so verkündet die zehnte Folge der Blätter die Ausstrahlung des geistigen Reiches. Sie erschien im Herbst des Jahres 1914 einige Monate nach dem Ausbruch des Krieges, war aber bis auf die letzte Strofe der „Staatsgedichte" schon vor seinem Beginn vollständig zusammengestellt. „Es lag kein Grund vor", bemerkten die ‚Nachrichten', „das Erscheinen hinauszuschieben, da unsere Haltung vor und in den Ereignissen des Jahres sich gleicht. Auf den Verweis, daß es jetzt nicht der Augenblick für Gedichte sei, antworten wir mit Jean Paul, daß vielleicht keine Zeit den Dichter nötiger hat, als die ihn am ehesten entbehren zu können glaubt."

Fast mehr noch als in den beiden vorhergehenden zeigen die Gedichte dieser Folge ein Gesamtgesicht. Sie sind alle dem Grund des gemeinsamen Lebens entsprungen, aber stellen es nicht als eine allgemeine Grundart sondern jeweils als die besondere Äußerung eines Eigenschicksals der Dichter dar, sie kennen das Schöne nicht als abgezogenen Begriff, nicht als lehrbare Gattung sondern als höchste Erscheinungsform des Einzellebens, in dem ein schönes Gesamt sich den geistig-sinnlichen Körper erschafft. Die Dichter sind Träger und Äußerer der gemeinsamen Kraft geworden und zum äußeren Zeichen dieser Wandlung sind alle Verfassernamen in dieser Folge weggelassen. Das bedeutete kein Verstecken der Personen, denn Anordnung und Stil machten die schon bekannten älteren Verfasser leicht erkennbar, aber einmal entsprach es dem Bewußtsein von der Unwichtigkeit des Einzelnen gegenüber der schöpferischen Sphäre, der er entstammte, zum andern war es ein nötiger Schutz für die Jüngeren, denen auf diese Weise eine frühzeitige Verbindung mit der Öffentlichkeit erspart wurde — wie es in der Frühzeit der Blätter schon auf andre Weise geschehen war. Denn freilich sprachen diese Gedichte der Zehnten vom geheimsten und köstlichen Gut der Gesamtheit wie der Einzelnen in diesen Jahren. Sie sind ein einziger vielstimmiger Chorgesang zur Ver-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

herrlichung des neuen Lebens, nicht nur Widerstrahlung des STERNS sondern mit ihm entstanden und wie er Ausdruck des rauschhaften Innewerdens einer höheren Gemeinschaft, die Herzen und Sinne beseelte und beseligte. Welch eine Welt hatte sich hier aufgetan! Im Deutschland des Militarismus und der Wissenschaft, der Arbeitswut und des Großstadttaumels hatte sich ein unberührter Kern heiligfesten Lebens gebildet, das in sich vollendet, doch dem Einstrom aller Kräfte offen war, die noch heil die Erde durchpulsten, das im Innern voll aller liebenden Fieber und Zartheiten, doch mit dem heitersten Kampfmut und siegendem Wachstumswillen nach außen gewandt war, wie wir es geschildert haben. Die Gedichte der Zehnten sind das unmittelbarste Bekenntnis dessen, was wir die von der Dichtung Ergriffenen leben und wirken sahen: Lob der Götter und Heldenahnen, Lob der Freundschaft und Gemeinschaft, helle und dunkle Geschicke der Liebe, helle und dunkle Geschicke des Dienstes. In jedem von ihnen kreist der „dreifache wein der liebe", aus jedem von ihnen tönt, ob ernst oder frohgemut ein jubelnder Ton der Lebensfreude: ein Triumph Apolls. In der Mitte aller aber steht die heldische Gestalt des Menschen und von welchen Schilden und Spiegeln sie sein Bild auch widerwerfen: immer ist es der eine, der sie erweckt, beseelt und durchglüht hat.

Die Kämpfe mit früheren Gegnern oder mit der Außenwelt treten hier nicht mehr in Erscheinung, nur der Gegensatz weltgültiger Kräfte im Menschen wie der Auf- und Untergang der ewigen Mächte, das geistige Zeugen und Blühen, Welken und Sterben im Blute des Folgers und Freundes: die Freuden und Leiden des liebenden Gottes, sein Kommen und Gehen in Leib und Zeit. Der Meister umgriff auch hier den weitesten Gehalt und prägte zugleich die neue Form: das heilige Loblied, wie es der Schluß des STERNS verkündete. Mit den hymnischen Gesängen „Gebet", „An Hyperion" und „Die Kinder des Meeres" kehrte George zu den Anfängen seines Dichtertums zurück, aber bei gleichem Sinn und gleicher Kraft liegt ein tiefer Unterschied zwischen den HYMNEN des frühen Beginnes und denen der zehnten Folge. Jene ersten haben noch das ganze jugendliche Drängen dieses pochenden Herzens, aber ein einsamer Mund singt sie in einen einsamen Raum. Sie sind ein leidenschaftlicher Ausbruch ohne geistigen Hall und deutlich liegt auch um ihre glühendsten Farben ein Schatten, klingt auch durch ihre brausenden Töne ein Ungenügen, eine Sehnsucht nach höherer Entfaltung: es sind die Hymnen des Aufbruchs und der Sehnsucht und durch alle entfaltenden Kräfte der künftigen Werke schwingt dieser Ton bald gedämpfter bald lauter weiter bis er in den Maximin-Gedichten des SIEBENTEN RINGS seinen drängend-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

sten Ruf, seinen weitesten Schwung und sein Ziel, den Einklang von Traum und verleiblichter Sehnsucht findet. Wie vorher alle Wege und Kämpfe und noch die drohenden Stürze zu diesem Einklang hinweisen, so strömen nachher alle Bahnen und Flüge des Gesanges von ihm aus und durchdringen von neuem die ganze Welt des Lebendigen, die der Dichter erobert und geschaffen hat. Aber sie ist nun von seinem Geiste erfüllt, der aus bezaubertem Leib und Ding vieltönig widerhallt, er preist nun in Gott und Ahn und Freund das Seine, die Schöpfer und Hüter und Söhne seines neuen Reiches, er singt nun Hymnen der Erfüllung und des seligen Augenblicks, das heilige Loblied, das nie enden will, solange sein Reich besteht.

Dieser Wandel des Tones drückt sich auch im Bau der Gedichte aus. Die frühen HYMNEN haben von allen Gedichten den weitesten Spielraum: vielfältige Strofen, abbrechende Rhythmen und wechselnde Klänge. Sie bergen noch Räume in sich, die der Gestalten zu harren scheinen, aber im Verlauf der folgenden Werke werden die Formen der Einzelgedichte zunächst enger, fester, kürzer, ihr zyklischer Gesamtbau immer geschlossener und dichter, bis auch hier der SIEBENTE RING die Wende bringt, die Räume wieder weitet und mit freierem Spiel der Rhythmen füllt. In der bunten Fülle seiner Formen herrscht das strofisch gegliederte oder auch strofenlos geschichtete längere Gedicht schon vor, aber es bleibt, wie wir sagten, noch Einzelgemälde, im STERN dagegen ist dieses momentan Umrahmende aufgelöst, das Gedicht ist Bauglied eines umfassenden Ganzen geworden und e i n Atem durchpulst von der ersten bis letzten Zeile das ganze Werk. Aus jenem weitenden Aufschwung des RINGES und diesem durchhaltenden Atem des STERNS ist die neue Hymne geboren: geschlossener Gesang aber kein Einzelbild, Flug und Strom eines einheitlichen Maßes, aber keine fortrollende ewige Melodie, sondern ob strofisch oder unstrofisch ein im Verhältnis gleicher oder wechselnder Zahlen geschichtetes Gebilde, das inhaltlich und rhythmisch durch Einhalte und Stufen gegliedert ist, aber auch in ihnen nicht bei besonderen Bildern verweilt sondern in unterbrochener Folge das Schrittmaß weiterführt. Es bildet einen dreifach gedehnten Raum, der schon unmittelbar wie bei den Hyperionhymnen mit ihren fünf- bis achtsilbigen Maßgruppen zum Tanzschritt lockt. Im heiligen Loblied singt mehr als der menschliche Einzelmund, in ihm tönt die umfassendere Stimme der Gemeinde, und sie kann erst ertönen, wenn in einer Gemeinschaft, mag sie noch so klein sein, der geistig gewordene Laut des Volkes Ausdruck gewonnen hat. Das Begreifen der Maßverhältnisse allein, im Sinne Verweys, hilft hier nicht mehr zum vollen Verständnis, denn diese Maßverhältnisse selbst sind von einem überpersönlichen Geiste geschaffen und getragen, und

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

wer niemals von diesem gemeinsamen Geiste erschüttert wurde, kann sie vielleicht in ihrer Wohlabgewogenheit zählend und messend nachtasten, aber das Geheimnis ihres Gesetzes nicht an sich erfahren.

In den neuen Lobliedern umschrieb George Mitte und weitesten Umkreis seiner preisenden Liebe zum deutschen Menschen, zum verjüngten Gottbild, zu Hölderlin, dem Griechennächsten und vorahnenden Seher des neuen Reiches, und zu den drei jüngsten küstengeborenen Söhnen, den strahlendschönen aber mitteflüchtigen Kindern des Meeres. In den beiden darauffolgenden Gesprächen „Der Mensch und der Drud" und „Gespräch des Herrn mit dem Römischen Hauptmann" spricht seine bewahrende und richtende Liebe. Der Überhelle aufgeklärter Vernunft und dem Übermaß ausbeutender Nutzsucht des Menschen stellt er im Bild des Drud die noch dumpfe aber tiefere Weisheit der Naturwesen entgegen und der hellste Geist des Jahrhunderts mahnt hier mit dem erdgeborenen Sinn seiner Ahnen vor der Verachtung der dunklen Wachstumskräfte in Tier und Pflanze, vor der heute so drohend gewordenen Gefahr, mit der völligen Vernichtung der „göttlich gebauten Wildnis" auch die Nährkraft des menschlich bebauten Ackers und Gartens zu erschöpfen und den Zauber der Felsen und Quellen und purpurblühenden Heiden zu zerstören. Der richterliche Spruch des Herrn weist im geistigen Bereich auf dieselbe geheime Kraft des Blutes, kein Wissen und keine Weihen helfen, wo sie fehlt, und die Alten und Neuesten, welche heute vor dem Ende alles Fragens stehen, trifft wieder die gleiche Antwort wie den Hauptmann von ehemals. Nur wer tauglich und fähig ist, im lebendigen Reigen mit dem großen Liebenden zu stehen, faßt die verwandelnde Macht, die auch die Bilder des Göttlichen neugebiert und so nur das Ewige unter den Menschen erhält — ein heiliges Wissen, von dem auch Christus nicht anders sprach, wenn er sein Wiederkommen verkündete, wo er vom Gewächse des Weinstocks neu trinken werde im offenbar gewordenen Reiche.

Von all dem was so der Meister sah und kündete, sagten auch die Dichter der zehnten Folge auf ihre Weise und von ihrem Platze aus. In Gegensatz und Gleichläufigkeit bewegen sich die ersten drei Paare. Die älteren, Wolfskehl und Gundolf, verhalten sich hier zueinander wie brodelnde Urtiefe und befiederte Helligkeit, wie der weltdurchschütternde Dämon der Liebe zur vereinigungssüchtigen aber allzuwissenden Liebe. Jener kommt wie im „Fimbulwinter" und dem „Orpheus II" aus allen Höllenschlünden der verzweifelten und leidenden Seele und weilt nur zu neuem Atemholen im Licht, um sich von neuem in die Schlünde zu werfen, aus denen er unerratbares Grauen und die Bilder unfaßbarer Schatten holt. Dieser spielt in der höchsten dünnen Luft das Gedankenspiel mehr des Begreifens als

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Ergreifens dessen was ihn quält und freut; noch die höchsten eisigen Forste umkreist er leicht und flügelschnell und erhascht vom günstigen Augenblick mehr Schleier als Leib. Aber welche Gebiete die beiden auch durchirren, welche Massen auch des ersten ton-schleudernde Stimme in verwirrender überschüttender überspülender Fülle häuft und ballt, und welche Fäden des andern kluger Finger auch zu feinmaschigen Netzen für seine flüchtigen Geister verknüpft, in beiden ist der äußere wie innere Sinn auf das beherrschende Eine gewendet auf das sie all ihr Schweifen und Flügeln richten, an das sie all ihr Süchten und Sehnen gebunden wissen, in dem für Gundolf auch die liebende Zweiheit aufgehen, aus dem für Wolfskehl auch die Götter der Helle wiedergeboren werden sollen. Ihre Geburt verherrlichend hat Wolfskehl in den vier Gedichten „Der Brunnen, Die Kuppe, Die Kelter, Die Bucht" einmal die syrisch-lybische Wüstenglut und das Tauchen ins Unerlotbare ganz verloren und beinahe ein Griechisch-Deutsches in sich zur Erscheinung gebracht: das tiefe und doch helle Bild, die rauschbewegte und doch festumrundete Gestalt. Daneben hebt sich die schwarze Saat um so furchtbarer ab, aus der in den Gedichten des Fimbulwinters und anderen, das mythische Gegenbild der untergehenden Welt erwächst: die lüsterne Wut der Selbstvernichtung, ja der Selbstverzehr bis zum eignen Schoß und Samen. Gundolfs „Staatsgedichte", in denen er den gleichen Vorgang des Auf- und Unterganges an den Mächten der Zeit erscheinen läßt, wirken dagegen fast wie ein glücklich-ruhiges Schweben über einem Unheil, das ihn nicht berührt und bei gleicher Erregtheit des Herzens ist seine Gebärde mehr die des Lehrenden, der die Gedankenwuchten sichtet und ordnet — so wie wir ihn kannten: im Wiegen der schlanken Glieder auf und nieder gehend, die schwarzblauen Haare über die hohe Stirn zurückwerfend und den Blick der hellen Augen nicht auf die Freunde richtend, sondern weitab, als wollte er eine verhangene Ferne durchbohren.

Während so bei diesen das Widerweltliche noch als düstre Umlagerung oder zu bewältigendes Wissen heraufgeführt wird, ist es bei dem mittleren Paar, das Hand in Hand den Weg zum Meister gefunden hatte fast völlig in der Strahlung des neuen Glückes versunken. In wenigen Gedichten von Wolters taucht noch ein Rückblick auf die große Leere auf, als die nun das frühere Dasein erschien, aber es ist mehr ein grollender Unmut gegen die verlassenen Schemen, ein trotziges Sichaufbäumen gegen alle Schranken, die den befreiten Schritt noch hemmen wollen und dann ein jubelnder Durchbruch ins neue Licht. Was in „Wandel und Glaube" noch als Eigenbezirke „das Reich" umlagerte, ist in diesen Jahren der geistigen Wandlung und Durchdringung der herrscherlichen Mitte zugeströmt, sein Flug

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

ist aus dem Unendlichen heimgekehrt und Freund und Geliebte, Gott und Land empfangen für ihn nur Sinn und Wert von dem einen, der den erneuenden Hauch durch Himmel und Erde sandte und gab, was auch die kühnste Hoffnung nicht ersinnen konnte. Oft hatte ihn nur noch ein Strohhalm vom Sturz in den Abgrund getrennt, aber ein Wink des Meisters, ein Wort des Freundes, ein Beben der eigenen Seele im dichterischen Klangraum weckte alle Hilfen des schönen Lebens auf und genügte zur Rettung. Denn in diesem Raum erfuhr er die Herrlichkeit des Strahles jenseits aller Lust und Peinen, und seine Gedichte sind nichts anderes als Gebete und Gelübde auf den Wegen und Rasten dieser menschlichen Sternenbahn, die ihm schöner dünkt als alle Unendlichkeiten und Ewigkeiten. Vallentin, weltklüger und schrittsicherer, von reiferer Erfahrung und vielspältigerer Kraft überschaute die äußere Welt zu sehr, als daß sie eine Not für ihn bedeutet hätte: sein Gedicht schweigt von ihr. Aber ihm hat der Anteil am neuen Leben den jugendlichen fast schon versunkenen Traum des großen Heldenbildes wieder erweckt und erst die Maße gegeben, es in seiner Unbedingtheit und zeitenüberschattenden Gewalt zu fassen. Im Aushauch des lebenden Genius erstand ihm die Heldengestalt der Geschichte neu, im Erfassen der meisterlichen Wirkungskräfte auf Mensch und Welt begriff er die des großen Korsen in ihrer Losgelöstheit von den stofflichen Gegebenheiten als ewige Schöpferfähigkeiten, die mehr als an den Mitteln und Waffen ihrer Zeit und ihres Handwerks an den verwandelten Seelen derer erscheinen, die sie mit in den Sturm ihres Handelns reißen. Vom lebenden Meister nahmen seine „Anreden" den rollenden Prunk und herrscherlichen Wurf, vom mitfühlenden Freund, der über Erwarten der Jahre noch einmal sein Fühlen bis in die Tiefen aufriß, den sieghaften Ton des gemeinsamen Glückes und der Opferbereitschaft im gemeinsamen Dienst. Aus diesen Erlebnissen der Größe und der Gemeinschaft sind die drei ersten Zwiegespräche vom Kaiser geboren und noch ihre Überschriften „Die Erweckung", „Die Erleuchtung", „Die Vollendung" verkünden, daß in diesen Bildern — im Kampf der Freunde um den Führer und Herrn, im Kampf der Liebe zwischen Kaiser und Folger, im Kampf der Macht zwischen dem Weltbeherrscher und dem im Steinbild lebenden künstlerischen Schöpfertum — die in Tag und Stunde webenden Kräfte die wirklich gemeinten sind. Aus ihnen ziehen die geschichtlichen Atem und Glut und aus beider Vereinigung entquillt jene sagenferne sich über Tag und Geschichte erhebende Luft, in der der besondere Zauber dieser ersten Gespräche vom Kaiser webt. Es ist der ewige Beginn einer Heldenjugend, die sich um den heldischen Jüngling schart und in der Hingabe an ihn das göttliche Gesetz der Tat erfährt, die Hydren und Dra-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

chen zu besiegen: wechselnde Formen für wechselnde Ungestalten von heute und je.

Aus diesem dichtesten Kerne der Liebe in ihrem gegenwärtigen Blühen sind die Gedichte des letzten Paares hervorgegangen. In den früheren, die schon reiferen Alters waren, mußte George erst das ganze Jahrhundert totschlagen, um sie ganz in seinem Geiste umzuschmelzen, bei den jüngeren, mochten auch hier Geschlechterschlacken ältester zähester Art zu bewältigen sein, war das unmittelbare Gift der Zeit noch nicht in die Seelen gedrungen und junge Saat gedieh in ihnen auf jungfräulichem Boden. So blühte die meisterliche Zeugung in diesem Paar, das aus den entferntesten Gauen Deutschlands aus Nord und Süd durch die lenkende Hand mitsammen wuchs, am schönsten und reinsten auf. Die ersten Söhne des Innenreiches, die ganz vom Trieb beseelt waren, das Gleiche zu wecken und zu wirken, was der Eine in ihnen geweckt und gewirkt hatte, die schon vom Drang des Minners erfüllt waren, die junge Glut, die in ihnen brannte, weiterzupflanzen. Beide Söhne der Freundschaft und bald schon Meister der Freundschaft und doch bei gleichem Wirken von tief verschiedener Art, wie die Gedichte zeigen. Der eine aus schwerer in sich verstrickter Jugend nur langsam aufreifend, jede Darstellung und Schaustellung seiner selbst nach außen vermeidend, das umhüllte Innere vor jeder Aufschließung behütend und sich ganz erfüllend mit einem Tun und Ziel. Stets gehalten und doch stets glühend, in allen Dingen nicht aus Mangel sondern aus Trieb zur sicheren Regelung haushaltend und ordnend, aber überströmend mit der gestauten Fülle, wenn die Stunde der Trauer oder des Glükkes ihn löste. Er ist von der spielenden Sicherheit dessen, der seiner gewiß ist, und dem leichten Spotte dessen, der auf vieles verzichtet, um im wesentlichen jedes Abenteuer wagen zu dürfen: ein unaufdeckbarer Verschwörer mit der Geste des heiteren Weltmannes, ein heimlicher Eroberer, der nur den Sieg liebt aber den äußeren Triumph verschmäht. Wo dieser im Gedichte noch verhüllt, wenn er sein Tiefstes sagt, offenbart der andre noch sein Letztes, wenn er verhüllen will. Als Knabe mit dem Geschick grollend wird er durch den Meister spielender Herr des Geschickes, der freilich das schöne kühne Spiel auch mit allen Bußen und Niederlagen bezahlen muß. Seine Gebärde ist die des verwegenen Ergreifens, der Bereitschaft zu jeder kühnen Fahrt, er handelt aus triebdunkler Leidenschaft ohne Besinnen um Not und Gefahr, auf jedem Plane das Höchste wagend um beim Mißlingen mit unverwüstlicher Hoffnung auf die nächste wenn auch noch so ferne günstige Stunde zu warten. Ein Vielbegehrender und Vielverschwendender, dem das Wenige zu schal ist und das Meiste kaum genug.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Die Jünglingsbilder dieser Gedichte scheinen in Wuchs und Wesen Wiedergeburten von Hellas zu sein und doch sind es deutsche Jünglinge, beide vom ewigen Jäger Eros getrieben, aber der eine bezwingt sein drängendes Übermaß und die „Zwölf Sonette" sind in ihrem Ton schon bei stärkster Leidenschaft von höchster Bändigung, welche die fruchtbare Zeugung im jungen Stoff verbürgt. Der andre bietet den Pfeilen des Gottes offen die Lenden dar, preist ihn noch als Opfer, und im Vertrauen auf die Geschmeidigkeit und Schnellkraft seiner Glieder versucht er sich übermütig im schwersten Zwang und gewagtesten Spiel. Es ist kein Zufall, daß in beider Gedichten die Gestalt des Alkibiades auftaucht, beim ersten als der Allzuwissende Tiefberechnende, der nur in schicksalswichtigem Augenblick vom Traumwink der Götter gelenkt wird, beim zweiten als der maßlos taumelnde irrende prächtige Brand, der sich und die Größe Athens vernichtet. Aber zugleich erscheint er — im fünften Erosgesang — als der Untergangswillige und Fallbereite, der trotz seines Verrates von der künftigen Jugend bestaunt, ja verehrt wird und die heldische Tat in ihr weckt. Ein aus Hellas gewonnenes aber in der Wertung dem Griechen undenkbares Bild! Viel mehr gehört es zum germanischen Schicksal. In Odin selbst, in Hagen von Tronje, in Heinrich dem Löwen, ja noch in Schillers Posa und Jean Pauls Roquairol steigt dieser seltsame Treulose auf, der verrät und dennoch groß und bewundert als Held durch die Zeiten geht, der sich seinem dunklen Dämon opfert und doch den Samen des Lichtes säet. Nichts scheint solchem Fühlen ferner zu liegen als das lichtreine Wunder Hölderlins. Und doch ist es dieselbe Stimme, die hier sein begeistertes Lob singt, derselbe Mund, der Hölderlins Gedichten im Hersagen den vollsten glockentiefsten Klang gab. Auch im Ton der eignen Gedichte schwingt die Hölderlinische Helle mit, aber die Erosgedichte haben eine nacktere leiblichere Bildprägung als der Raum der Klassik und die keusche Seele des frühen Schwaben es erlaubt hätte. Eine ganze Welt dionysischen Aufbruchs liegt dazwischen und mehr noch: der Evier und der Eros, der Herr des trunknen Herbstes und der Herr der Fackeln, waren seit dem SIEBENTEN RING zu einer Gestalt geworden: das Göttlich-Wilde hatte sich dem Göttlich-Flammenden vereint und färbte die Dichterwangen dunkler und brennender zugleich. Es ist der Gott, der uns mit sehenden Augen in das verwirkende Tun treibt, der unsere Vorsicht blind macht, unserer Vernunft spottet und uns höhnend lächelnd den Stachel in die Wunde drückt, die wir uns selbst gewählt haben. Den von ihm Getriebenen lehrt kein noch so kluger Satz ein Entrinnen und nur der Stolz rettet, bis zur letzten Not das Schicksal zu bejahen das er bringt, und den noch zum Herrn zu wählen, der unser Herz

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

zum Losbecher seiner Würfel macht. Denn Dichter sein, heißt nicht ohne ihn noch gegen ihn sondern in ihm siegen.

Das Weibliche aber, das nicht genügend zu beachten man von je und heute noch George und seinen Folgern vorwirft, ist auch diesen Dichtern ein ewig-menschlicher Bereich des Sinnens oder Kämpfens. In ihren drei Gesprächen „Venus und Adonis", „Das Ende des Alkibiades" und „Der Triumph des Apoll" lebt das Weib als Liebesgöttin in ihrem ewigen Eigenrecht, die das Männliche zu ihrer Lust verbraucht, als dienende Timandra in ihrer schrankenlosen Hingabe, die lächelnd auch den Tod mit dem Geliebten teilt, als Schöne in ihrer klugen Herrschlust, die im Augenblicke unterliegen muß, wo das höhere geistige Gesetz den Jüngling ergreift und aus ihren Armen in die Luft des staatlichen Wirkens reißt.

Die drei Dichter, welche diesen Paaren folgen, sind darin gleicher Art mit ihnen, daß auch sie vom selben heldischen Atem mit ergriffen sind, sie unterscheiden sich von ihnen durch ein rückschauendes Wesen und ein stärkeres Verhaftetbleiben im besonderen Einzelleben. Dem ersten beleuchtet die Gewißheit des kommenden Morgen seinen sinkenden Abend und an seinen Gedichten ist besonders bewegend daß durch ihre zarte Endmüdigkeit ein sieghafter Ton durchbricht. Der zweite, Ernst Bertram, dessen Name durch die spätere Veröffentlichung desselben Gedichtes bekannt geworden ist, hat mit der erschütternden Sicht des Bamberger Bildwerks ein in der Fühlung noch musikalisches aber in der sinnbildlichen Dichte gestaltetes Gedicht geschaffen, das unvergleichlich in der Reihe seiner vaterländischen Sänge steht: ein apokalyptischer Nietzsche-Ruf vor dem nahen drohenden Sturz ins Unheil! In dieser „Sibylle" stellte der Dichter dem nördlichen Menschen eine Richterin hin und ihre stumme Gebärde aus südlicher Meisterhand steht warnend vor dem nebelnden Tönen und kühlen Schwelen der Allzublonden, die glauben der Vermählung im „Land von Korn und Wein" entraten zu können. Der Dritte endlich, den wir nach seinem ersten Gedicht den David-Dichter nennen, strebt nach der höchsten Palme der Dichtung: der Vereinigung von körperhaftem Bild, glühender Farbe und vollstem Klang. Von dem was jedem nur zum Teile zugemessen wird: plastischer Helle, tiefster Trunkenheit und klarstem Sinn will er das Ganze, will er das Gedicht des höchsten Meisters noch in jedem dieser Reiche steigern, ganz er selbst und auch ganz dieser sein. Erst bei der nächsten Folge werden wir vom Wunder dieses Strebens reden, wo es völlig aufscheint, aber auch in diesen Gedichten der Zehnten bricht ein Ungeahntes vor: eine fast pulsschlagende Leiblichkeit in den Gebärden seiner Gestalten, ein bald blumenhaft weiches bald edelsteinhartes Leuchten sei-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

ner Töne und wie in „Den Entschwundenen" ein Verdichten des nächsten leisesten Geschehens zu weithin schaubarem Schicksal.

Mit sechs Sprüchen und dem „Schifferlied" Georges schließt die Folge. Die Sprüche sind eine dichterische Gegenform zu den „Gesprächen", sie enthalten nicht wie diese große überzeitliche Weisheiten und Verkörperung von Natur- und Seelenmächten sondern Weisheit der Gelegenheit, wie Goethe sagen würde, sicheren Rat der Stunde und jenes zarte Winken mit Wimper und Finger, das allein den großen Erziehern und Bildnern der Menschen eignet und dessen Befolgen oder Nichtbefolgen durch die Beratenen über das ganze Leben entscheidet. Das „Lied" dagegen, das zuerst am Schluß der neunten, jetzt als „Schifferlied" in der zehnten Folge auftaucht, ist die Gegenform zum heiligen Loblied, zur Hymne. Erinnern wir uns der harten Worte, die in den Einleitungen zur siebenten Folge über das Verhältnis von Volk und Kunst und über das Volkslied im besonderen bei den Deutschen gesagt sind, so mag es erstaunen, daß der Dichter auch zu diesem Mittel des Ausdrucks griff. Aber eben dort steht auch die Lösung dieses Widerspruchs: „Die Behauptung", so heißt es in der siebenten Folge, „alle Kunst hat ihren Ursprung im Volke, ist entweder eine Selbstverständlichkeit (Plattheit) oder eine längst überführte Lüge. Kunst ist höchster Ausdruck eines Volkes." Ist sie dies, so sind ihr keine Lagen des seelischen Lebens, soweit in ihnen das Wesen des Volkes verfangen ist, fremd und es hängt nur vom Umfang seiner Kräfte ab, ob der Dichter mit dem Wipfelnächsten auch das Wurzeltiefste in die dichterische Gestaltung zwingen kann. Wir sahen George von Beginn an alle noch lebenhaltigen Bereiche unseres Volkstums durchkreisen und in sein Werk einbeziehen. Hier lag nach dem Preisgesang auf die höchste Krone zutiefst noch ein letzter fast vergessener Ring des deutschen Hortes auf dem Stromgrund unserer Sprache: das urtümliche Lied. Wir geben ihm die Bezeichnung „Volkslied", obwohl sie seinen Sinn bei George nicht erschöpft. Es erinnert an die Urzeitgedichte der PILGERFAHRTEN und des ALGABAL, aber rührt nicht an den geschichtlichen sondern den stets gegenwärtigen Grund der Seelengeschicke im völkischen Leben. Zwischen ihm und der Hymne liegt die weiteste Spanne der dichterischen Formen. Sie sind beide nicht Ausdruck des vereinzelten persönlichen Gefühls sondern Urlaut der Gemeinde, die Hymne bewegt sich in erhabenen Vorstellungen, das Volkslied in erdgebundenen mit Ort und Haus verwachsenen Bildern. Während das Loblied daher das Verweilen beim Dingverhafteten und Einzelstehenden fast als unheilig vermeidet, ist dies gerade beim Volkslied der nötige Kern, in dem die dunkleren Strahlen sich fangen. Denn wie die Hymne die hellste geistige Stimme, so ist das Lied die

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

dunkelste Blutstimme der Volksgemeinschaft, jenes im bewußten staatlichen Raume schwingend, dieses im unbewußten geschlechterschweren Boden klingend, jenes an bestimmte Gestalten, Götter oder Menschen, gerichtet und geknüpft, dieses an kein Verpflichtend-Gestaltiges gebunden und frei im Grund entstehend und verwehend. Das Lied bewahrt ältestes Gut, das in die dumpfen Kreise hinabgesunken ist oder aus mütterlichen Schoßen als Rune geboren wird, es hat den Schauer der alten Weise und Rätselweisheit, wie die Hymne den Schauer des jugendlichen Tones und der Tat. Der Dichter aber ist alt und jung, ist Drud und Mensch, Stimme der Erde wie des Himmels, des Tages wie der Nacht, in ihm erklingen unsere geheimen Träume wie unsre sichtbaren Taten.

Wenn die kurze Einleitung der zehnten Folge mit den Worten schließt: „Unsere Blätter, die eine Warte für die Dichtkunst waren und sein wollen, haben heute erst recht die Aufgabe zu zeigen was als mindestes geleistet werden muß, und ihr selteneres Erscheinen verrät nur ein stärkeres Gefühl der Verantwortung — keine Ermüdung. Sie haben zu zeigen, daß in Zeiten eines kräftigen Gesamtlebens die Dichtung keine Gelegenheitsmache und Spielerei, sondern innerste Seele des Volkes ist" — so klingt dies wieder an den erwähnten Spruch der siebenten Folge an. Es war keine Forderung, die der losbrechende Krieg hervorrief, sondern Erfüllung dessen, was in diesem Kreise von jeher der Sinn des dichterischen Lebens war: „Kunst ist höchster Ausdruck eines Volkes". Ein Volk, das aus diesem Seelengrunde keine Schätze mehr heraufführt, stirbt in seinen Wurzeln ab. Mit Hymne und Volkslied hatte der Dichter die weitesten Bereiche des deutschen Volkes umgriffen, und alles in ihm noch Lebenskräftige mit dem neuen Atem seines Geistes durchhaucht als eben der Kampf unseres Volkes um sein Dasein wider die ganze Welt begann und alle morschen Stützen zusammenbrachen.

9. KAPITEL: DIE AHNEN

Es gehört zu den größten Wundern des deutschen Geistes, daß sein künftiges Volk schon ein Jahrhundert früher nach Ursprungsart und Wesen vorgeahnt und vorverkündet wurde, daß Hölderlins Aufstieg auf der Höhe der Bahn mit dem geistigen Gesicht dessen abbrach, was vor George am gleichen Gefährdungspunkte, nahe dem drohenden Absturz, als leibliche Gestalt erschien: wo das heilige Loblied Hölderlins auf sein geschautes Reich verstummte, begann das heilige Loblied Georges auf das in Mensch und Land verwirklichte zu schwingen. Von dieser Wirklichkeit

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

her konnte der frühe Seher erst ganz erfaßt, sein Eigenstes und Unterscheidendes gegenüber seinen großen Zeitgenossen, sein Wissen und sein Schicksal erst ganz gedeutet werden.

Im dritten Band der „Deutschen Dichtung" vom Jahre 1902 hat Hölderlin seine Stelle, sofern er mit Ode und Elegie noch innerhalb des Goethischen Sprachraums klassische Gebilde schuf. Das Ebenmaß der Auswahl verbot, auch nur alles innerhalb dieser Grenze Wichtige aufzunehmen. Die Herausgeber hielten absichtlich damit zurück, ihre Ahnung vom Hölderlin jenseits dieser Grenzen zu äußern. Diesen Hölderlin ganz sichtbar zu machen, bedurfte es äußerlich der Textfunde die damals noch nicht getan waren, und innerlich des Augenblicks der vom gegenwärtigen Schicksal aus die Weissagung verständlich machte. Nachdem beides geschehen war, wandelte sich das Bild Hölderlins in der Dichtergemeinschaft der Blätter.

Nach Strecken langen Schweigens über ihn hatte die Wissenschaft der letzten vierzig Jahre sich viel mit Hölderlin beschäftigt. Aber erst durch ihren feinsten und vorgerücktesten Vertreter: Wilhelm Dilthey nahm sie Anteil an dem Wandel des Hölderlin-Bildes — seine Studie aus dem Jahre 1866 verspürte davon noch nichts. Als er 1906 in dem Buche „Das Erlebnis und die Dichtung" die bedeutendste Darstellung Hölderlins gab, die bei der Einreihung seiner Gestalt in das Jahrhundert und den Machtbereich des Goetheschen Geistes denkbar war, kannte Dilthey die Dichtungen Georges und diesen persönlich schon seit mehreren Jahren: er hatte einige Gespräche über Dichtung mit ihm geführt, ihn auch eigne Gedichte lesen hören und war bei einer Lesung des „Goethespruches" erschreckt vor diesem neuen Bilde Goethes zurückgewichen. Damals fügte er seinen früheren Studien über die Klassik die neue über Hölderlin hinzu. Der erste Satz dieser Studie: „Es ist ein alter Glaube, daß in unberührten Seelen die Götter sich kundtun und die Zukunft der Dinge offenbaren", sagt uns, daß der zarte Spürsinn dieses Gelehrten mehr erahnte als sein vergleichender Forschersinn dann im Verlauf der Darstellung erschließen konnte. Schon umfassender äußerte sich im nächsten Jahre (1907) in einem kurzen Aufsatz der „Beweging" Albert Verwey über Hölderlin. Hier sprach zum erstenmal ein Dichter über den Dichter, den er in der Jugend schon geliebt, der ihm dann entschwunden war und den ihm nun, wie er erzählt, in diesen Jahren seine deutschen Freunde wieder näherrückten. Hatte er früher von ihm das alte Bild des romantischen Träumers gehabt, bei dem seine Wehmut Befriedigung fand, ein Bild, zu dem auch Dilthey trotz aller Ansätze zu höherer Deutung der Erscheinung immer wieder zurückkehrte, so nannte Verwey nun Hölderlin den Vorgänger der neuen Dichter, den

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

frommen Feierer der Liebe und Schönheit, der in den Künstlern den Drang nach Vergöttlichung erweckte und der zuerst die neue Aufgabe stellte, die griechische und christliche Frömmigkeit zum Einklang zu bringen. Er ist ihm Mitbesitzer der Schöpfungskraft der Natur, der einen neuen Gottesstaat des Schönen stiften, er ist ihm liebend und leidend ein Freund des Vaterlands, der eine neue Gemeinschaft von freien erhabenen Menschen gründen will, unter denen der Dichter König ist.

So klingt der erste Mit- und Widerhall dessen was George mit den Nächsten in ihm sah und lebte. Denn hier unter den deutschen Dichtern wurde Hölderlin zunächst nicht Gegenstand der Forschung sondern einer begeisterten Liebe: sie sahen in ihm wie er geweissagt hatte, einen der Ihren, sie ließen seine erhabenen Gesänge auf all ihren Feiern im neuen Ton wieder laut werden, sie drangen mit aller Inbrunst in die dunklen Geheimnisse seines Schaffens ein und wallfahrten zu seinem Grabe, um mit ehrenden Händen die Erde zu schmücken, die seine Asche birgt. Es war ein glückliches Geschenk des Himmels, daß unter ihnen auch ein forschender Geist von der gleichen Liebe ergriffen seine ganze Kraft der Ordnung und Ergründung der schriftlichen Hinterlassenschaft Hölderlins widmete und mit dem Eifer und der Ehrfurcht eines Jüngers jeder Spur einer Erinnerung und der Aufhellung jedes Buchstabens nachging, um auch das Kleinste vom fast schon verschollenen und sorglos zerstreuten Erbe zu retten. Norbert von Hellingrath aus bayrischem Geschlechte stammend war eine grüblerische Natur, mehr Denker als Dichter, mehr Einsiedler als tathafter Mensch, aber von jenem stillen Feuer der Liebe, das sich im einmal Ergriffenen ganz verzehrt, das die kleinste Arbeit wie die tiefste Einsicht aus dem Hauch der Begeisterung nährt und auch seine eckigen eigenwilligen Züge schön durchglühte. Er begnügte sich nicht, den Nachlaß Hölderlins in den Archiven und Büchereien zu durchforschen, sondern folgte all seinen Wegen nach, suchte alle Orte zwischen Jena und Bordeaux, Driburg und Hauptwyl auf, um den Duft der Landschaft zu atmen wo Hölderlin geweilt hatte. Nur so gelang ihm das bisher Unbekannte zu erfassen, das Unlesbare zu entziffern und noch bevor die Öffentlichkeit etwas davon ahnte, den Freunden die Pindarübertragungen und die unbekannten Hymnen Hölderlins mitzuteilen, die ihnen als Weissagung und Bestätigung eignen Glaubens und Lebens erschienen.

Wir erwähnten schon, daß die Pindarübertragungen in der neunten Folge und bald darauf in einem Sonderdruck der Blätter für die Kunst veröffentlicht wurden. Im gleichen Jahre 1910 nahm die zweite Ausgabe des „Jahrhundert Goethes" die erste große Späthymne „Wie wenn am Feiertage" auf, im folgenden Jahre erschien Gundolfs Heidelberger Antritts-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

rede „Archipelagus“ und die „Prolegomena“ Hellingraths, zwei Jahre später der erste und fünfte Band von dessen Gesamtausgabe, während der vierte, der die neuen Hymnenfunde enthielt, den Freunden noch kurz vor Kriegsbeginn in einem vertraulichen Druck übergeben wurde.

Was sich George und seinen Gefährten in diesen Gesängen auftat, war zunächst die Einzigkeit Hölderlins im gesamten deutschen Schrifttum der letzten Jahrhunderte. Er stand auf einem Ort jenseit der Bedingtheiten seiner Zeit und wenn er dem klassisch-romantischen Plane in seinem Kämpfen und Leiden angehörte, so lebte er mit seinen innersten Gesichten seiner unbewußt von früh auf, aber seit der Abkehr von Weimar und dem Liebesjahr mit Diotima bewußt in einer nur ihm gehörenden Sphäre des Geistes, die seinen Zeitgenossen unerkennbar und auch ihren Nachfahren im kommenden Jahrhundert undurchdringbar blieb, so undurchdringbar, daß selbst der wissenschaftliche Trieb der stofflichen Genauigkeit und Vollständigkeit vor dem verlorenen Schatze dieses doch bekannten und in hoher Lage gesehenen Dichters erlahmte. Unsere jüngsten Kräfte haben inzwischen diesen Sonderraum Hölderlins unter den hohen Geistern der Klassik und Romantik so überzeugend umschrieben, daß wir hier nur der Bezüge zu gedenken brauchen, die in jenen Jahren des Aufblühens Hölderlins in unserer Gemeinschaft sichtbar wurden. Das Ungeheure, daß neben Goethe und Schiller, Herder und Jean Paul ein geistiges Dasein von solcher Größe noch möglich war, daß über dem gefestigten Reiche der einen und dem es umkreisenden unendlichen Wallen und Wollen der andern noch ein Drittes bestehen konnte, schien uns vor allem Zeichen einer noch unerschöpften Kraft des deutschen Wesens. Denn wenn Goethe sich und die Seinen „die letzten Vertreter einer Welt“ nannte „die so bald nicht wiederkommt“, so fühlte Hölderlin sich als den ersten Vorläufer einer Welt, die bald und unter deutlichen Zeichen der Götter zu den Deutschen kommen werde: „Doch Menschen ist Gegenwärtiges lieb“.

Als nun der SIEBENTE RING mit einem Male den staunenden Augen der Dichter die Verwandtschaft mit dem Hölderlinschen Geiste erschloß, schauten sie mit jedem Wachstumsschritte ihrer Gemeinschaft tiefer in das Wunder einer Vorgeburt, die als dichterische Schau schon die bewegenden Kräfte und Bilder des neuen Lebens einbegriff und mit dem Schauer der fernen Verheißung zugleich den Jubel unumstößlicher Gewißheit in sich trug. Wenn in dem gegenwärtigen Geschehen noch irgendein Ungewisses, kein Zweifel aber eine Offenheit der Deutung ins Vergangene und Zukünftige, ein noch Werdend-Unabgeschlossenes liegen mochte, so ließ die prophetische Schau Hölderlins die ganze aufblühende Wirklichkeit des Dichters unserer Tage als ein vollkommen Rundes und Endgül-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

tiges erscheinen und bestätigte ihr lebendiges Wachstum. Daß schon einmal ein gläubiges Herz die ewigen Mächte sah, von deren Gestaltung in Göttern und Helden die heilige Sage spricht, daß es ihre Herabkunft in der Zeit und in dieses unser Land mit der gleichen Inbrunst und Zuversicht geweissagt hatte, mit der der Meister sie als heute geschehen verkündete, diese Spiegelung des Geheimnisses in den beiden hohen Geistern unseres Volkes gab ihm seine raumdurchdringende Irdischkeit und nahm das Einmalig-Furchtbare, das auch das festeste Herz erschreckt.

Denn die Weltsicht dieses „Träumers" Hölderlin war so wenig als die des „Ästheten" George romantisch und wirklichkeitsfremd und erdfern, wie die Zeitgenossen sie gescholten haben, sie war die des kühnen wagenden Dichters, der zwischen Himmel und Abgrund, zwischen tiefer Liebe und tiefem Haß, zwischen großem Schmerz und großer Lust seine Zelte spannt. Hölderlin sah die ganze Furchtbarkeit des Daseins, vor der den klassischen Bildnern schauderte, er trug und gestaltete die ganze Gegenwucht der oberen und unteren Gewalten, welche die romantischen Schwärmer wohl durchfuhren und funkeln ließen aber nicht beherrschten und formten. Die ganzen Tiefen der Nacht und des Leidens, welche wir in den Dichtern und Malern, Musikern und Denkern bis zu Nietzsches Untergang hin aufbrechen sahen, hatte Hölderlin schon durchmessen und — das schloß den Bogen zwischen ihm und George wieder — in das künstlerische Gebild hinaufgeführt, bis in jene Menschmitte gehoben, wo zwischen der Fülle des einen und dem Mangel des andern das Göttliche erscheint. Das Leben selbst ist ihm schon göttlicher Kampf. Denn ins Maßlos-Unendliche, ewig Ungestalte und Unbehauste, in die Sphäre des Rauschhaft-Ungebändigten dringt das Licht mit dem ewigen Willen zum Maßvoll-Gestalteten zum Leiblich-Begrenzten und Sichtbargeformten. Im „reinen Leben" verhalten sich diese Mächte nach seinen Worten in der ewig entgegengesetzten Schwebe des Einklangs, sie vollenden sich erst im besonderen Leben als Erscheinungsformen des menschlichen Geistes, als die in Werk und Gemeinschaft verwirklichten Kinder aus dunklem Rausch und hellem Maß, aus flutender Begeisterung und haltender Nüchternheit, aus ewiger Freude und ewiger Trauer. Auf diesen Stufen zwischen Höhe und Tiefe auf- und abzusteigen ist „Beruf und Wonne des Dichters" und je trunkner und klarer zugleich die Mischung der Gestalten ist, die er ans Licht ruft, um so größer ist der Sieg des Lebens, um so reiner tritt das Göttliche als Schönheit in die irdische Luft. Man begreift, was von dieser Grundsicht der Welt aus den beiden Dichtern die Sprache bedeutet. Sie ist das höchste Mittel des menschlichen Geistes, das ganze Leben im besonderen Sinnbild des Schönen nicht nur darzustellen sondern selbst zu

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

schaffen, den ewigen Vorgang des Lebens im irdischen Kunstwerk zu vollenden, das göttliche Feuer nicht nur zu ahnen sondern auch wie den Blitz vom Himmel zu holen und ins dichterische Wort gebannt zu den Menschen zu bringen. So wird das dichterische Schaffen ihnen Kampf und Einung mit der Gottheit, wird Raub und Empfängnis des von ihr Verhüllten, Frevel und Offenbarung an ihrem Geheimnis und das höchste Amt des Menschen, dessen Verwaltung den Einsatz des ganzen Daseins fordert. Dichten ist ihnen die Geburt des Gottes im Wort, ist dem Unfaßlichen Namen geben. Das Undurchdringliche nennen, bedeutet ihnen das frömmste und gefährlichste Tun, erfordert die schwerste Verantwortung und das kühnste Spiel. Was wir an beiden Dichtern bewundern, den Wandel der Formen in bestimmten Kreisabläufen, die Neuschöpfung der Töne, die sich nie wiederholen und nie ein früheres Gefäß mit neuem Gehalte füllen, beruht in diesem äußersten Ernst ihres Amtes. Wenn der reine Ton seiner ursprünglichen Empfindung, so drückt es Hölderlin einmal gedanklich aus, den Dichter ergreift, so ist seine Welt ihm „ebenso neu und unbekannt: die Summe aller seiner Erfahrungen, seines Wissens, seines Anschauens, seines Gedenkens, Kunst und Natur, wie sie in ihm und außer ihm sich darstellt, alles ist wie zum ersten Male, eben deswegen unbegriffen unbestimmt, in lauter Stoff und Leben aufgelöst ihm gegenwärtig und es ist vorzüglich wichtig, daß er in diesem Augenblicke nichts als gegeben annehme, von nichts Positivem ausgehe, daß die Natur und Kunst so wie er sie früher gelernt hat und sieht, nicht eher s p r e c h e , ehe für i h n eine Sprache da ist, das heißt ehe das jetzt Unbekannte und Ungenannte in seiner Welt eben dadurch für ihn bekannt und namhaft wird, daß es mit seiner Stimmung verglichen und als übereinstimmend erfunden worden ist".

Diese Übereinstimmung, diese tiefste Innigkeit der dichterischen Seelenbewegung mit den Mächten des Alls, die in dieser Erschütterung schwingen, gebiert die heiligen Siegel und Zeichen des unendlichen Lebens und diese sind die Eroberungen, die Sternensaaten im finstern Raum des Namenlosen, die tönenden Harfen im Schweigen der Nacht. Dies ist es was Hölderlin schon im Hyperion und deutlicher in seinen Hymnen, George schon in seiner ersten Frühhymne und immer deutlicher zum STERN DES BUNDES hin verkündet: Die Selbst-Verjüngung des göttlichen Menschen, der in der Schönheit sich selber in seiner ewigen Wesenheit sehen will und sie sich gegenüberstellt als seine Götter. „Ich spreche Mysterien", sagen wir mit Hölderlin, „aber sie sind".

Wir möchten kein Ende finden, diese „Sprachen des Himmels zu deuten und zu singen", denn jene Mischung von trunkner Begeisterung und hel-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

ler Nüchternheit drückt sich in jedem Dichtwerk bis in die gegeneinander wirkenden Rhythmen und Klänge, bis in die Mit- und Gegenläufe der Sinngehalte aus, durch welche der Bau des gesamten wie des einzelnen Gedichtes beherrscht und erst im Gleichmaß erhalten wird. Man hat dies das Religiöse in der Lyrik der beiden Dichter oder die Kunst als Religion genannt, um damit die höchste erdenkliche Sphäre zu bezeichnen, in der ihre Gedichte schwingen, uns erscheint es als die Neugeburt des Lebens, der Erde und des Menschen aus dem erschütterten Geiste der großen Dichter. Wir begreifen von dort aus die Gleichläufigkeit ihrer Stellung zu ihrer Umwelt. Sie empfanden den unheilbaren Riß zwischen ihrer Weltschau und der ihrer Zeit mit derselben Wucht: den Riß, der auch schon bei Hölderlin bis in den Grund der ganzen Ordnung ging und noch an dem Bau Goethes wie ein Blitz hinabfuhr. Es war ein vollerer Schmerz, als der der besten Zeitgenossen über die Gegenwelt, weil er das ganze Leben des Menschen bedroht sah und den schwersten Kampf gegen die Finsternis „im Bunde mit dem heldenmütigen Sonnenlichte" aufnahm. Es ist die Tapferkeit des Daseins selbst, die in diesen Dichtern Bild und Zeichen wird, weil sie wissen, daß man es nicht als etwas Selbstgegebenes voraussetzen darf, das nicht untergehen kann, sondern daß es als unser menschliches Leben in stetem Kampfe liegt mit den Kräften der Zerstörung und nur die Bändigung der wilden zu Form und Gestaltung seine stets zu erneuernde Rettung ist.

Wir sahen sie auch darin eins, daß ihnen der Einzelne, sich unfruchtbar Vereinzelnde, der sich aus dem Ganzen löst, der ärgste und furchtbarste Feind deucht. Denn diese Einsamen unter den Deutschen Hölderlin wie George sind zugleich die strengen Forderer ihrer Gemeinsamkeit. Bevor noch der Begriff des Volkes, fast bevor noch das Gefühl für das Vaterland in neuer Prägung unter den Deutschen geboren wurde, hat Hölderlin schon das Bild vom Volk und Vaterland weit über alle Patrioten, Freiheitskämpfer und Staatsmänner des folgenden Jahrhunderts hinaus in die Sterne gesetzt und mit allen Wundern seiner Liebe geschmückt. Freilich auch mit solcher Fernkraft seiner untrüglichen Sehnsucht ausgestattet, daß es zu erreichen weit anderes nottut als bürgerliche Revolutionen, Verfassungsstreite und Wirtschaftskämpfe: nämlich die Schaffung des schönen adligen Menschen und Volkes. Denn unter den Rätseln, welche die Zeiten überspannende Einheit des heutigen Künders und seines Vorläufers uns aufgibt, ist es vielleicht das tiefste von allen, daß beide in der Zeugung des schönen auch die Geburt des heldischen Lebens sahen, daß ihnen das Gedicht die eherne Wiege der Helden ist und erst die Gemeinschaft der Dichter das neue Volk verbürgt. Die Weltkraft, welche das

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

dichterische Wort bewegt, ist als ortgebundene Sprache bei seiner Bild- und Klangwerdung an das Blut eines Stammes und an Boden und Luft eines Landes, an ein „Nationelles" wie Hölderlin sagt, nicht aber wie der „Logos" an ein Allgemeines, Übervölkisches oder gar Überirdisches geknüpft. Sie muß sich also bei ihrer Vollendung im besonderen — als ihrem notwendigen Wesen — im bestimmten Volk und Staat darstellen. Das heißt, an dieser Wendestunde, wo die Ordnung des Logos erschöpft zusammensinkt, kann nur der Dichter der Gründer einer Gemeinschaft und damit der Schöpfer eines Volkes sein: Volk nicht als Masse verstanden, sondern als ein aus dem Geiste geborenes durchgestaltetes Gewächs, das in all seinen Stufen vom Gotte bewohnt und durchwaltet ist. Hier mag man die Wurzel dessen suchen was in beiden Dichtern heidnisch ist, ein Urgegebenes, für welches das Christliche nur den weitesten und zeitnächsten Gegensatz bedeutet.

Als höchste „nationelle" Erscheinung eines Volkes betrachten Hölderlin wie George mit all unseren Großen die Griechen. Es erübrigt sich nochmals, die törichte Meinung zurückzuweisen, als ob sie damit eine Nachahmung der Griechen oder eine Rückkehr zur Antike verkündet hätten. Das Gemeinsame mit den Griechen liegt im Ursprung und der notwendigen Geburt dieser Grundform der Gottheit, das Unterscheidende in Ort und Zeit und Stamm, so daß wir nach Hölderlins Worten auch nicht etwas im besonderen mit jenen gemeinsam haben dürfen. Wenn etwa die Griechen die Vorstellung eines vom staatlichen getrennten religiösen Körpers oder gar das Unding eines von beiden getrennten religiösen Ichs nicht kannten, wenn ihnen Alltag und Festtag selber religiöses Geschehen war und fromm sein zugleich hieß Grieche sein und der beste Grieche auch der frommste war, so würde das für unser Volk, falls wir eins hätten, lauten: fromm sein heißt Deutscher sein und der beste Deutsche ist auch der frommste Deutsche. Jene tiefere Verwandtschaft des Ursprungs, die wir freilich mit keinem anderen modernen Volke teilen, bedingt gerade für Hölderlin ein Wissen um das Unterschiedensein der Anlagen beider Völker, damit der Bildner und Erzieher nicht in die Irre gehe. Denn wenn die Natur des Griechen den leidenschaftlichen Trieb, das heilige Verschwenden und die feurige Begier bis zur Maßlosigkeit besaß, so forderte dies von ihm, sich darzustellen im klaren Maß, in nüchterner Geistesgegenwart und vernünftiger Fassung, wenn dagegen die Natur des Deutschen der peinlichen Ordnung, der kalten Nüchternheit, der trocknen Sachlichkeit und dumpfen Gefaßtheit bis zur Schicksallosigkeit sich zuneigt, so fordert dies von ihm sich darzustellen in leidenschaftlicher Schönheit, treffender Schnellkraft, wacher Erregtheit und schicksalsfrohem Wag-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

nis. So sah Hölderlin die alten und aus solchem gestaltenden Spiel der Kräfte ersehnte er die neuen Göttersöhne, seine „Könige der Endlichkeit". Denn er wußte und bis tief in den Ton der Worte fühlt er hier mit George gleich, daß unter den Deutschen die neue „Glorie der Endlichkeit" erstehen werde, die nach dem ewigen Gesetz des Wachstums bei den Griechen unterging. Jetzt sah er „im Geistestod der Menschen" wieder die Umkehr der Zeit gekommen und nur was im Wesen Uranfang ist, sah er mit dem geschichtlichen Blick als Wiedergeburt der gleichen heldischen Kräfte, die während der langen christlichen Nacht in stärkendem Schlaf geruht hatten. Der Gedanke des Übergangs ist die zarteste Form in der die beiden ehrfürchtigen Dichter den nötigen Bestand und nötigen Untergang des christlichen Reiches sehen können.

So kehren in Mitte und Umkreis die gleichen Blicke in Welt und Schicksal bei Hölderlin und George wieder, aber wenn wir die ganzen Dichtungen der beiden vergleichen wollten, so bliebe doch das Wichtigste ungesagt und nur das gelebte Reich, das jener verkündete, dieser gründete, wird in „Sang und Geist und Gestalt" das ganze Geheimnis ihrer Einheit offenbaren, „das Leben der Welt im Wechsel des Entfaltens und Verschließens, in Ausflug und Rückkehr zu sich selbst". Nur eins bleibt noch von Hölderlin zu sagen, weil es dieses besondere Verhältnis seines Sehertums zum neuen Leben bestimmte: er erlebte wie auch George die Wirklichkeit seiner Schau am Menschen als Liebender und Geliebter. Als ihm die von Jugend auf ersehnte „Arkadische Gestalt" lebendig gegenwärtig entgegentrat, vollendete sich erst die Schau seiner Welt. „Ich glaube mit Hölderlin", sagt Hellingrath, „eine innere Welt, die mindestens zwei Menschen gemeinsam wird, hat ein ganz neues, irgendwie von beiden unabhängiges Dasein in der Zeit erlangt, während ihr, solange sie nur einem gehört, gar nichts vom Dasein innewohnt". Das Schicksal hat die Echtheit dieses Glaubens schon bestätigt. Daß Diotima, eine Frau die Trägerin der Einung war, zeigt uns an, daß der Traum noch in Hölderlin beschlossen bleiben mußte, daß die Weltstunde zögerte ihm „im Bund noch diesen Freund" zu senden und mit der Einsamkeit des Menschen auch die Einsamkeit des Geistes schon zu lösen. Aber er hatte das Geheimnis erfahren, daß wie die Liebe einst die Welt gebar, die Liebe sie wieder gebären wird und damit begann, was den einen Untergang, uns hellster Aufgang deucht: sein Heldengesang. Der Mund des Dichters war durch die Liebe vom Bann der Zeit erlöst, und das heilige Loblied zu singen, schien ihm göttergleiches Leben. Man mag solche Worte wieder zur „zügellosen Überschätzung Hölderlins" rechnen, uns scheinen sie nur das dürftigste Zeugnis eines Dankes, der in den Gedichten des STERNS und der zehnten

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Folge schon so voll und hoch erklang, das kleinste Zeichen einer Ehrung für den Frühumnachteten der uns als Heller und Reiner, den schuldlosen Selbstopfrer der uns als Heiler und Schöner erstand.

Die nahe Verwandtschaft Hölderlins zu George leuchtete auf, als beider Bezug auf dieselbe Wende plötzlich sichtbar wurde. Platon wurde ihm dadurch vertraut, daß jener eine frühere Wende einleitete in einer Art, die in vielem an heute erinnert. George kannte seine Schriften von früh auf. Man hat auch darauf hingewiesen, daß schon seine frühen Dichtungen ein sehr genaues Wissen von der Antike verrieten, das er nur aus der Wissenschaft geschöpft haben könnte. Aber man vergaß, daß er die wesentlichen Schriften der Antike und des Christentums im Urtext gelesen hat und daß einige Seiten von Herder und Goethe, Schiller und Hölderlin ihm tiefere Einsichten in die Antike vermittelten als ganze Bände von Einzelwissenschaften. Die Aufnahme rein stoffgeschichtlichen Wissens lag ihm in jenen Frühjahren ferner als je, und selbst den dichterischen Bereich der Antike betrachtete er mit frommer Scheu als einen noch unbetretbaren Boden und dachte nicht an seine unmittelbare Fruchtbarmachung für sein Werk. Erst mußten die Weiten der neueren europäischen Dichtung, Dante und Shakespeare, als weiteste Pole einbezogen werden, bevor die Blicke sich auf die Sprachgewaltigen des Altertums richten konnten. Er wartete bis aus innerem Kräftezuwachs das deutsche Auge stark und hell genug würde, um liebend in die verschlossenen Schätze einzudringen und weder die Feuerworte Nietzsches noch der Haß der Kosmiker gegen die Verchristlicher der Seele machten ihn in dieser stillen Ehrfurcht irre. Sein Amt lag nicht in noch so hoher Wißbegierde, sondern in der Schaffung von dichterischem Bild und Menschtum, das dem höchsten der Antike gleiche und der Spruch der vierten Folge zur Jahrhundertwende verriet auch außer den Gedichten, was er schon auf diesem Wege erreicht und noch als weiteres Ziel vor sich sah. Als aber nach dem SIEBENTEN RING die Grundart des geistigen Herrschers und der von seinem Geiste gezeugten Söhne sichtbar wurde, als eine der antiken Wesenheit verwandte Gemeinschaft sich im Spiegel der Griechen wiedererkannte, blieben ihre Gestalten nicht mehr sehnend umkreiste Fernbilder noch spukumwitterte Schemen: sie wurden wetteifernd umworbene Brüder eigenen Lebens, da Einer eignen Stammes und ihren Besten gleich über die heimatliche Erde gegangen war und den Einen gefunden hatte, dem er „Löser und Lader" ward. Vom höchsten Paar begriff der Blick der Knaben und Jünglinge die der griechischen Dichter- und Bildwerke in ihrer Artverwandtschaft, von der lebendigen Gemeinschaft erfaßten sie in der platonischen das gleiche Verhältnis von Meister und Jüngern und die gleichen Wachstumsgesetze der Freund-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

schaft. Ist das Sichtbarwerden der Freunde im RING, im STERN und den Folgen — mochte auch die allzersetzende Zeit den Schutz verschwiegener Namen nötig machen — etwas anderes als in den Gesprächen Platons das Auftreten lebender Athener, die oft nur durch eine zarte Geste des Eingangs in eine Vergangenheit von wenigen Jahren gerückt und freilich dann durch höhere Kunst in eine sagenhafte Luft entrückt waren? Was lag vor solcher Einheit des Geschehens noch am alten Streit um die Wertung der Kunst oder Philosophie bei Platon! Er hatte den höheren Lebensgehalt vor den Dichtern seiner Zeit voraus, er sah in den erschöpften Formen der Dichtkunst, von der er ausgegangen war, kein Mittel das zu sagen und zu wirken, was seinen Geist bewegte. Er fand es aber in der von Philosophen und Sophisten, Staats- und Rechtsrednern geschulten und in der hohen Gesellschaft geschmeidigten attischen Unterhaltungssprache. Dieser Sprache, die jeder zarten und starken Biegung seines großen Willens folgte, konnte er all das Verführerische entlocken, um die von staatszerstörenden Einzeltrieben und schweifenden Wissensgierden schon ergriffene, von den großen Dichtern nicht mehr gebändigte Jugend Athens seinen Weg zur schönen Zucht, zu edlem Sein und Verhalten hinzuführen. Sein Mittel umfaßte nicht mehr die ganze dichterische Urkraft, Klang und Maß und Sinn, er baute aus dem Sinngehalt der Sprache, das dem Denker wenn nicht einziges so doch wesentliches Element ist, sein wunderbares Spiel von Frage und Antwort. Daher mußte die Schönheit nicht mehr in der Gestaltung sondern in der Schauung, nicht mehr im Maß- und Tonbild sondern im Denkbild liegen: in der Idee. Die Beschränkung des sprachlichen Mittels deutete an, daß die Fülle der Leiblichkeit im Schwinden war, deutete von fern das Reich der Seele an, aber in Platon war Seele noch Sinn des Leibes wie Denken Sinn der Sprache und sein Wunder war: daß er dem Leib in der Seele eine neue geheiligte Mitte gab, um die ihre flüchtenden Kräfte sich wieder ballen konnten. Die Liebe zur Schönheit wurde so Weg der Seele von der leiblichen bis zur Allseele und wieder zurück zu jener: Leib und Welt wurden vom gleichen Schönen erfüllt und der Gott zur ewiggleichen Zeugung des Schönen im Schönen gedrängt.

Der Dichter war nach Jahrtausenden den umgekehrten Weg gegangen, er hatte die erdeflüchtige ermüdete, gemarterte Seele, hatte die ins All zerflatterten göttlichen Kräfte wieder heimgeholt und ihnen im geheiligten Leibe eine neue Mitte gegeben. Aber am Wunder Platons orientierte sich das Schauern und Erstaunen seiner Gefährten vor dem neuen Wunder, als das was durch die Gedichte langsam in ihnen wuchs plötzlich mit der Unbedingtheit eines Götterspruches vor ihnen stand: „Der leib ist der gott“.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Daß das verwandelte Geheimnis sich in Griechenweisheit hüllte, verdoppelte die Wucht des Gegensatzes gegen eine Welt, für deren Gläubige es geheißen hatte: „Gott ist ein Geist“ und deren Ungläubige sich noch vom Schemen dieses Gottes nährten. Vor der Endform dieser Gegenwelt, mochte sie schon mit einem Wurzelzweige in Platon selbst ihren Ursprung haben, trat nicht der Unterschied sondern die Gleichheit in der platonischen und Georgeschen Schöpfung zunächst vor Augen. Vor allem, daß Platon nicht Schöpfer eines philosophischen Systems in noch so hohem modernen Sinne sei sondern Erzieher zu adligem Menschtum, Bildner einer sich im Staate erfüllenden Jugend. Um diese Aufgabe zu lösen, bedurfte es freilich für den Griechen ebenso wie den Deutschen der Schaffung einer geistigen Einheit des ganzen Baues der Welt, die kein Auseinanderfallen der Teil- und Sondergewalten duldete sondern vom Kern bis zum Umkreis von einem Geiste durchwaltet wurde. Platon vollzog noch einmal den gewaltigen Vorgang des griechischen Geistes auf all seinen Lebensstufen, den Menschen als Mitte des göttlichen Alls, das All als Entwirkung der menschlichen Mitte zu sehen. Aus der Schau seines höchsten Menschenbildes, des Schönen und Edlen der staatlichen Gemeinschaft, wirft er die Schau der Ideen an den Himmel und nimmt von ihnen wieder die fordernden Maße und Werte für die Bildung und Formung dieses Menschen zurück. Wie heute die Dichtung war damals sein Denken die Richte des Tuns, seine Lehre die Weise des Bildens. Alles Wissen und Streben nach Erkenntnis hatte nur Sinn als Förderung hohen Lebens, alles Gedachte und Geschaute war sinnlos ohne Verleiblichung in Mensch und Staat und Welt. Liebe zur Weisheit war Kraft des Blutes und schönen Lebens. Weit entfernt die Grundlage einer allgemeinen Bildung zu sein, setzte sie den Adel der Bildung voraus, war Prüfstein der Wohlgeratenheit nicht des Wissensstoffes, der gesamtmenschlichen Haltung nicht des fachlichen Könnens. So verstanden erschienen die Werke Platons weder mystische Betrachtungen noch künstlerisch verhüllte Logik sondern mythische Bilder liebenden Wettkampfs zwischen Gott und Mensch, Führer und Sohn, Freund und Freund. Sie schienen zu sagen, daß alle Äonenflüge und alle metaphysischen Erkenntnisse nichts sind ohne Begegnung mit dem erweckenden Menschen, der liebend das Schöne, zeugend das Edle und aus dem Edel-Schönen den heldischen Sinn und das staatliche Handeln entbindet, daß die Erscheinung des höchsten Gutes untrennbar eins mit dem höchsten Schönen stets an menschlich-leibliche Stufen gebunden bleibt; daß die rechte lebendige Ordnung dieser Stufen das Wesen der staatlichen Gemeinschaft ist; daß in ihr das Unaussprechbare und Beste nicht durch Lehre vermittelt wird, sondern „durch häufiges Zusam-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

mensein um der Sache willen", wie Platon selber sagt, „und durch Zusammenleben wird im Nu wie von springendem Feuer ein Licht entzündet und nährt sich, in der Seele erzeugt, dann auch selbst".

Als Schilderungen eigenen Erlebens blühten so George und den Seinen die Sätze Platons auf, aber wenn sie in den zeitgenössischen Werken der Wissenschaft nach solcher Spiegelung seiner Gesichte suchten, so fand sich nichts, was auch nur ein Verständnis dafür andeutete. Von der deutschen Wiedergeburt Platons durch die Klassiker von Winckelmann bis Hölderlin, von ihrem begeisterten Atem, der noch die Arbeiten Schlegels und Schleiermachers beseelt und Platon doch zum ewigen unantastbaren Führer der Philosophie erhöht hatte, war nach der Mitte des 19. Jahrhunderts nichts mehr übriggeblieben. Nach dem Zerflattern der gemeinsamen Sphäre, in der jenes Bild erwachsen war, gab es überhaupt kein einheitliches Bild dieses großen Menschen mehr und alle Bemühungen der Forscher drehten sich nur darum, sein Weltgebäude in Teile und Teilchen zu zergliedern oder seine Riesengestalt in das enge Begriffsnetz einer unfruchtbaren Schulphilosophie hineinzuzwängen. Nicht die Wissenschaft als solche sondern der wissenschaftliche Geist dieser Jahrzehnte, dieser ehrfurchtslose Geist, der in allen Fragen höherer menschlicher Werte versagte, verdarb das Erbe Platons indem er es zu bewahren und zu hüten vorgab. Gegen diese Verderbung erhob das „Jahrbuch für die geistige Bewegung" in den Jahren 1910 und 1911 seine Stimme, gegen dieses völlige Mißkennen seines Wesens und Willens schrieb Hildebrandt im folgenden Jahre die Einleitung zu seiner Übersetzung des Gastmahls, in der zum ersten Male ein Werk Platons als einiges lebendiges Gebilde erfaßt wurde, er selbst wieder als Schöpfer volksbildender heiliger Sage, als Herrscher eines geistigen Reiches erschien. Kurt Hildebrandt, der junge humane Gelehrte von umfassender Bildung sowohl in den Natur- wie in den Geisteswissenschaften, war ein Mensch von den zartesten Formen der Freundschaft und einer immer wohltuenden Ausgeglichenheit des Temperaments, aber im Redestreit, wenn es galt das Fürwahrerkannte zu klären oder zu verteidigen, besaß er die zähe Fechtkunst eines sokratischen Dialektikers. Aus all seinen Werken spricht der schöne Wille, seine hohe Erkenntniskraft in den Dienst des gemeinsamen Lebens zu stellen und aus diesem Willen sind auch seine ersten Schriften über die Antike und Platon geboren.

Nicht aus dem verneinenden Gegensatz zu dem verzerrten Platonbilde der Zeit, sondern, wie wir sahen, aus dem Erlebnis der Dichtergemeinschaft gingen die neuerschauten Bilder hervor, und hier geschah was ein heutiger Forscher zugesteht, daß die großen Neuerungen in der Geschichte

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

des menschlichen Geistes meist gerade dort nicht entstehen, wo die Wissenschaft ruhig ihre Systeme ausbaut oder ihre Stoffsammlungen aufhäuft, sondern daß „sie Einbrüche ganz neuer Lebensmächte in die wohlumfriedigten Bezirke traditioneller Wissenschaft bezeichnen". Einen solchen Einbruch in den Bereich der gesamten philologischen wie philosophischen Platonforschung bezeichnet das Werk von Heinrich Friedemann, „Platon, seine Gestalt", das am Ende des Jahres 1914 mitten in den Wirren des Krieges im Kreis der Blätter erschien. Friedemann pflanzte damit ein Bild Platons auf, an dem im geistigen Deutschland keiner mehr vorübergehen konnte, ohne von ihm die Richtung oder Gegenrichtung zu nehmen. Von nun an gibt es eine Platonsicht vor und nach seinem Werke, ob man es nennt oder feig verschweigt.

Der am Rhein erwachsene Thüringer studierte in der Natorp-Schule zu Marburg die Philosophie, als ihn die Dichtung Georges ergriff und ihm die Weisheit plötzlich statt eines logischen Knüpfwerks eine Welt von Flammen wurde. Er näherte sich selbst mit Gedichten dem Dichterkreise, und als er mit eignen Augen den lebenden platonischen Führer sah, ergriff ihn die wahre Gestalt des griechischen Führers und trieb den Jugendlichen mit dem Einsatz seiner ganzen Kräfte „die schon von Aristoteles gescholtene Spaltung und Doppelheit der platonischen Welt im Sinne des Meisters zu schließen, den Weg nachzugehen, der von der Idee als Hypothese zur Idee als unwandelbarem Eigenwesen führt und uns bei der Deutung von den beiden Urkräften griechischen Lebens tragen zu lassen: Plastik und Kult." Von diesen Blickpunkten her sah er Platon wieder als Bildner der adlig-schönen Menschen und leitete die Aufmerksamkeit vom Begrifflichen auf ein Lebensmäßiges bei ihm: die Verewigung der Gestalt des Sokrates als des göttlichen Lehrers. Denn Friedemann hatte im Kreis der Blätter gelernt, daß „dem griechischen Geiste nachzugehen nur denjenigen gegeben ist, die auf Winckelmanns, Hölderlins und Nietzsches Wegen das griechische Leben ohne rationelle Vordeutung und in unbefangener Ehrfurcht mit verwandtem Atem begleiten". Seine orphisch-dunkle Sprache sucht mit jedem logischen Teilproblem zugleich den ganzen blühenden Kosmos Platons zu umgreifen. Aber wer nie wie er das Glück gefühlt hat, das Geistig-Ganze einer werdenden Welt vor seinem Blicke erglänzen zu sehen und sie in jugendlichem Sturme zu durchfahren, steht ratlos vor den Siegeln dieses Werkes, das die Schau des großen Griechen am Traum des gegenwärtigen Meisters erscheinen läßt und eben damit ihre Wahrheit am reinsten spiegelt. Friedemann vergaß aber auf diesem Wege nicht den Dank gegen das was er verließ, und es ist der zarte Reiz seines Buches, daß neben dem Sturm, der seine glühende Prosa durch-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

weht, ein zögerndes Sichlösen von überkommenen Sichten, ein noch scheues Enthüllen der neu geschauten Tiefen einhergeht. Der Natur dieses feurigen ja besessenen, von Freund- und Frauenschicksal geschüttelten Menschen war die schwere Treue eingeboren, welche selbst über dem Herd erloschener Gluten in stummer Sorge noch schützend die Hände hält, und auch der todbereite Opfermut, der dem vorgeahnten Ende lachend entgegengeht. Er war von hochaufgewachsener hagerer Gestalt, hatte zuweilen in den stürmisch geworfenen Gliedern noch etwas Kindlichspielendes, aber in dem hochfahrenden Kopf mit den aufwärts gerichteten großen Augen lagen Mut und Selbstvertrauen, auf der hohen breiten Stirne Klugheit und Kühnheit und unter der schmalgebogenen zarten Nase sprudelte der volle fast üppige Mund vom Feuer begeisternder Rede über. So war er unter Freunden und so ging er ins Feld: sicher, daß ihn, der alle um Haupteslänge überragte, die Kugel treffen würde. Als er in der Winterschlacht in Masuren fiel, hatte er eben den Druck seines Platonbuches erhalten.

Das Buch das soviel sagt und dabei soviel verschweigt, ist noch lange nicht ausgeschöpft . . es gab die Anregung für alle die später die Schöpfer als geistige Gestalten der Geschichte auftreten ließen.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf